

ZOLTÁN VON TAKÁCS

K. Ázsiai Múzeum
fz 148

CHINESISCH-HUNNISCHE KUNSTFORMEN

SONDERABDRUCK AUS DEM BULLETIN DE L'INSTITUT
ARCHÉOLOGIQUE BULGARE III 1925.



SOFIA — HOFDRUKEREI — 1925

HFM Könyvtár
20260129

Fü 148

184 (572)

HOPP FERENC
Keletiázsiai Művészeti
Múzeum

HFM
2060129
könyvtár

Chinesisch-hunnische Kunstformen

von Zoltán v. Takács

I. Die Hunnen im Osten

Die Hunnenforschung ist aus der Chinaforschung hervorgegangen. Die ältesten und verlässlichsten Nachrichten über die Hunnen wurden von chinesischen Geschichtsschreibern, von den Verfassern des „Shi-ki“, des „Ts’ien Han-shu“, des „Ch'un-ts'iu“, des „Tso-ch'uan“ usw. aufgezeichnet. Auch die Denkmäler der hunnischen Sprache sind, bis auf wenige Ausnahmen, chinesischen Quellen zu verdanken. Auch gilt es nunmehr für eine unanfechtbare These, dass die Chinesen anfangs ein Nomadenleben führten.¹⁾ Ihr Volkstum musste damals im Grunde dem der benachbarten Steppenvölker ähnlich gewesen sein. Hunnen und Chinesen scheinen also in ihrer grauesten Vorzeit ein fast gemeinsames Leben geführt zu haben. Jahrtausendelang sind die Hunnen Nachbarn der Chinesen gewesen. Chinesische Vorbilder waren auch für ihr Staatswesen massgebend. Sie trieben mit den Chinesen lebhaften Handel, infolgedessen verdankten sie ihnen kostbare Kulturgüter.

Die Wissenschaft des Westens war über diese Tatsachen seit dem Erscheinen des grossen Werkes von De Guignes einigermassen unterrichtet.²⁾ Studien von Friedrich Hirth, Edward Harper Parker, Otto Franke, P. Albert Tschepe, Eduard Chavannes, Sir Aurél Stein u. a. haben die Kenntnis der hunnisch-chinesischen Beziehungen wesentlich gefördert. Bedeutend klarer sind aber unsere Begriffe über den Charakter dieser Beziehungen im Altertum geworden, seitdem alle hierauf bezüglichen chinesischen Aufzeichnungen von De Groot übersetzt wurden. Es sind in seinem Werke „Die Hunnen der vorchristlichen Zeit“ (Berlin u. Leipzig 1921) unter anderen die folgenden, von kulturhistorischem Standpunkte hochwichtige Mitteilungen zu lesen: „Bereits vor T'ang und Jü gab es Džong der Berge, Hien-un und Hun-ok, die unter den Man des Nordens wohnten und mit den Herden hin und her wanderten“ (S. 2 nach

¹⁾ Okakura, Kakuzo, *The Ideals of the East*. London, 1903 S. 25—26; Erkes, Ed. China, Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde, 1919, S. 65.

²⁾ De Guignes, *Histoire générale des Huns*, 1756.

Se-ma Ching). . . . „Jede dieser Völkerschaften (d. h. der Džong von Lim-hu und Lou-huan und der Berg-Džong der Tung-hu) wohnt auf sich selbst angewiesen und zerstreut in den Flusstäler unter eigenen Häuptlingen. Vielfach leben sie zusammen in Gruppen von hundert und mehr Džong, aber niemand hat jemals diese Gruppen zu einer Einheit verbinden können“ (S. 23). . . . „Der Stammname des Tan-hu ist Luan-te. Das Reich nannte ihn Ting-li ko-to Tan-hu. Die Hung-no nennen den Himmel Ting-li und Sohn ko-to“ . . . (S. 53—54, nach den Ts'ien Han-shu) . . . Der Stammname des Tan-hu lautet Hi-lien-te“ (S. 57, nach Hou Han-shu) . . . „Im ersten Mond jedes Jahres findet eine kleine Versammlung der Grossen statt auf dem Opferplatz des Hofes der Tan-hu und im fünften Mond eine grosse Versammlung am Lioni- (Lung, Long) Wall. Man bringt dann seinen Ahnen, dem Himmel und der Erde, den Geistern und Göttern Opfer dar“ (S. 59). „Morgens verlässt der Tan-hu das Kriegslager, um sich vor dem Tagesanbruch ehrerbietig zu verbeugen. Bei der Geburt des Neumondes (im Westen) verbeugt er sich gegen den Mond. Wenn er sich niedersetzt, so ist zu seiner linken Hand die vornehmere Seite und sein Angesicht gegen Norden gewendet“ (S. 60). . . . „Han und Hung-no sind Nachbarreiche, die Gegensätze bieten. Hung-no liegt im Norden, wo der tödende Einfluss der Kälte schon früh niedersteigt; deshalb befehle ich (Kaiser Hiao-wen) meinen Behörden, dem Tan-hu Reis und Malz, Brokat, gesponnene und ungesponnene Seide und noch andere Dinge zu liefern, alljährlich in bestimmten Mengen“ (S. 87, nach dem Shi-ki). . . . „Nachdem mehr als ein Jahr verflossen war (156 v. Chr.), starb Kaiser Hiao-wen, und Kaiser Hiao King trat die Regierung an . . . Er eröffnete Verkehr und Handel, schickte Hung-no Geschenke, sandte ihm eine Prinzessin und hielt am alten Vertrag fest“ (S. 91, nach dem Shi-ki). . . . „Der jetzt regierende Kaiser (Wu) hatte nach seiner Thronbesteigung (141 v. Chr.) für Verträge, welche friedliche Verhältnisse schaffen sollten, ein offenes Auge. Dem Handelsverkehr an den Sperrtoren trat er mit vollem Wohlwollen entgegen, und er verteilte Geschenke mit freigebiger Hand; somit verbrüdereten sich alle Hung-no, vom Tan-hu bis zum Untertan, mit Han und zogen ab und zu nach der langen Mauer“ (S. 96, nach dem Shi-ki) . . . „Von nun an brach Hung-no jede friedliche Beziehung ab. Es erstürmte die Grenzbefestigungen an den Strassen und machte da immerfort Streifzüge, unzählige Male. Jedoch der Handelsverkehr an den Sperrtoren wurde in Hung-no sehr begehr und geschätzt, denn die kostbaren Waren von Han hatte man zu gern; und auch Han legte dem Handel an den Sperrtoren einen zu grossen Wert bei, als dass es durch Unterbindung

davon Hung-no hätte treffen wollen“ (S. 97, aus dem Shi-ki) . . . „Im darauf folgenden Jahre (89 v. Chr.) schickte der Tan-hu einen Gesandten, der Han einen Brief folgenden Inhalts überbrachte: Im Süden liegt das grosse Han, im Norden das mächtige Hu. Dieses Hu, das des stolzen Sohnes des Himmels ist und sich kein kleinliches Zeremoniell geschaffen hat, um sich selbst damit zu quälen, verlangt jetzt zusammen mit Han das grosse Sperrtor aufzuschliessen und eine Tochter von Han zur Gemahlin zu nehmen. Liefert Han ihm alljährlich 1000 Stein süßen Weins und 500 Scheffel Hirse und Reis, samt 1000 Stück Seide gemischter Art und dazu noch alles übrige, das ihm im alten Vertrag zugesprochen wurde, dann werden in den Grenzlanden keine Streifzüge mehr stattfinden“ (S. 185, nach Ts'ien Han-shu).

Solche Angaben sprechen klar. Sie sprechen davon, dass das ganze Kulturleben des Hunnenreiches in erster Linie chinesisch beeinflusst war; sie befestigen mich aber auch in der Auffassung, die für mich bereits vor zwölf Jahren, als ich nach den Denkmälern der Hunnen zu forschen begann, massgebend war, dass wir nämlich auf Grund von Übereinstimmungen, die der Formenschatz der chinesischen Kunst des Altertums bietet, gewisse Denkmäler der Völkerwanderung den Hunnen zuschreiben dürfen. Ich meine natürlich einstweilen nur solche Denkmäler, die auf dem Gebiete gefunden wurden, das einst hunnisch war, und die mit aller Bestimmtheit in die Hunnenzeit zu setzen sind. Dabei ziehe ich nur solche Übereinstimmungen in Betracht, bei denen auch der Sinn der Formbildung eine und dieselbe Gesetzmässigkeit darlegt.

Man ist wohl berechtigt anzunehmen, dass das Hunnenreich, dessen Glanz noch heute blendet, nicht nur auf die rohe Kraft der Waffen gegründet war, sondern auch eine kulturelle Macht verkörperte. Primitive Barbarenhorden können die Hunnen nicht gewesen sein. Als Gründern eines mächtigen Staatswesens ist ihnen wohl auch eine gewisse Pracht und Kunstentfaltung bereits in ihrer Urheimat zur inneren Notwendigkeit geworden. Es wird in dem Ts'ien Han-shu erzählt, dass der chinesische General Ho K'i-ping von den Hunnen „ein goldenes Bild erbeutete, das der König von Hiu-to beim Darbringen der Opfer an den Himmel gebrauchte“.¹⁾ Ein späterer Hunnenfürst wird in der „Wei shu“ als besonderer Kunstliebhaber geschildert.²⁾

Über die Tatsache, dass die Identität der Wolgahunnen und der einst in Chinas Nachbarschaft lebenden Hung-nu (nach De Groots Aussprache

¹⁾ De Groot, S. 131.

²⁾ Hirth, Chinesische Ansichten über Bronzettrommeln, 1904, S. 23–24.

„Hung-no“) nicht den mindesten Zweifel zulässt, sollen hier keine weiteren Worte verloren werden. Die Wissenschaft muss diese Frage für erledigt halten, und zwar vor allem auf Grund der Beweise, die Friedrich Hirth in seinen hierauf bezüglichen Studien („Über Wolgahunnen und Hiungnu“,¹⁾ „Hunnenforschungen“²⁾ usw.) erbracht hat. Es kann mit ruhigem Gewissen behauptet werden, dass die gefürchteten Nachbarn des alten China die Ahnen von Attilas Hunnen gewesen sind. Diese Feststellung beruht auf unverkennbaren historischen Tatsachen, bildet also zur Ableitung reeller Schlussfolgerungen eine sichere Grundlage.

Es stellt sich aus den Aufzeichnungen der chinesischen Schriftsteller heraus, dass die Hunnen für die Nachkommen von Barbaren gehalten wurden, die unter verschiedenen Namen bekannt waren. Hirth, Franke und andere Forscher lesen die chinesischen Namen dieser Völker Shan-yung, Hien-yün, Hun-yok, Hiun-yok, Hun-yu. De Groot transskribiert die verschiedenen Namen in Hun-ok, Užong, Mao-Džong, Su-go, Gi-ku, Bik usw.

Auch einige Geographen des hellenistischen Altertums und des frühen Mittelalters, wie Strabo, Plinius, Ptolemaios, Dionysios Periegetes und Jordanes, hatten einige Vorstellungen von den asiatischen Sitzen der Hunnen. Die Bergkette *Ἄννιβας ὅρη*, die nach Ptolemaios sich über Serike erhebt, ist mit gutem Recht mit der östlichen Hälfte des T'ien-shan zu identifizieren. Diese historisch-geographische Frage wurde bisher am treffendsten durch Tomaschek beantwortet, der in Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie über das Volk Anniboi folgendes Angibt: Anniboi, nach Ptol. VI 16, 4 ein Volk im Norden von Serike, das den nach Sera ziehenden Kaufleuten zur Linken blieb; der östliche Teil des Tien-shan oberhalb Quarašar und Turfan hiess nach diesem Volke τὰ *Ἄννιβας ὅρη* (ebenda § 2; Anniva: Amm. Marc. XXIII, 6). Gemeint ist irgendein Tribus der Hunnen oder Türken, welche ob ihres nach persischen Begriffen unschönen (Mongoloiden) Äusseren a-naiba, annév, d. i. unschön, missgestaltet benannt wurde*.

Tomascheks Theorie wurde durch Beobachtungen an Ort und Stelle, besonders durch die der Asienforscher A. von Lecoq und Sir Aurél Stein glänzend gerechtfertigt. Stein erforschte auch die chinesischen Befestigungen, die zur Verteidigung der Handelswege westwärts bis nach Kutschá ausgebaut wurden.³⁾ Er, der die Hunnenfrage mit besonderem Interesse behandelt, hebt auch in dem Bericht über seine dritte grosse Asienteise her-

¹⁾ Keleti Szemle (Rev. or.) II, 1901, S. 81—90.

²⁾ Münch. Sitz-Ber., phil.-hist. Kl. 1900, II S. 245—278.

³⁾ Stein, Indiából Kinába. Budapest, 1923, S. 101.

vor, dass die Angriffe der Hunnen gegen die chinesischen Seidenkarawanen aus der Richtung Karaschar und Korla zu erwarten waren.¹⁾ Nicht zu vergessen ist bei diesem Punkte, dass seiner Zeit De Guignes die „Annibii“ gleichfalls für Hunnen hielt (I S. 44). Seine Ansichten wurden durch die methodische Wissenschaft grösstenteils bestätigt. Hirths grösstes Verdienst ist, die Richtigkeit der von De Guignes intuitiv gewonnenen Grundgedanken über die Identität der Hunnen mit den Hiung-nu und über ihr türkisches Volkstum durch einen einwandfreien wissenschaftlichen Apparat nachgewiesen zu haben.

Das Gebirge T'ien-shan als Sitz der Hunnen, als „Montes Chirinorum“ wurde im Abendlande wohl aus Erzählungen der Kaufleute bekannt, die mit chinesischer Seide handelten. Dieser Handel wurde im ersten vorchristlichen Jahrhundert, nach der Errichtung der chinesischen Schutzmauer am Südabhang des T'ien-shan, besonders lebhaft. In dieser Zeit erreichten also die ersten verlässlichen Nachrichten vom fernen Osten und Mittelasien den Westen. Mehrere Zeichen weisen aber darauf hin, dass alttürkische Stämme ihren Sitz im Himmelgebirge und in der nördlich davon liegenden Džungarei bereits im grauesten Altertum innehatten. Auch die uralte Tradition des Türkentums kommt uns bei der Beantwortung dieser Frage zu Hilfe. A bulghasi bezeichnet die Gegend des am T'ien-shan liegenden Issyk-kul als die Wiege des Türkentums (im ersten Kapitel seines Geschichtsbuches „Schedsschere-i Turki“). Wir werden aber durch die Erkenntnis, dass die Hunnen der Urzeit am Tien-shan wohnten, auch der Heimat der avestischen „Hunu“²⁾ näher gerückt und somit zu der Annahme, dass letztere mit den Hunnen identisch waren, fast gezwungen. Eine türkische Zone wird sich wohl vom Oxus über die mehr oder minder zusammenhängenden Steppen Innerasiens bis nach Nordchina früh herausgebildet haben.

Die Wirkung der Eroberungen der wandernden Völkermassen Innerasiens erwies sich aber gross nicht nur in der Ausdehnung, sondern auch in der Vereinigung und Verschmelzung der verschiedensten Rassen und Auffassungen. Die grossen asiatischen Völker bilden auch heute nicht ethnische, sondern kulturelle Einheiten, und die Geschichtsschreibung des Altertums beweist, dass es von jeher nicht anders gewesen. Auch die kriegerischen Nomadenvölker Innerasiens liessen sich, einerseits gegen Iran, andererseits gegen China, bereits im legendären Altertum als solche mächtige Einheiten erkennen, die als die einstigen Beherrschter „Turans“ aus den

¹⁾ Stein, *Ruins of Desert Cathay*, 1912, II S. 426; Indiából Kínába, 1923, S. 100.

²⁾ Geiger, W. Ostiranische Kultur im Altertum, S. 198, 199.

geographisch zusammenhängenden Teilen Innerasiens unseres Wissens als erste eine politische, bzw. kulturelle Einheit geschaffen haben.

Die Hunnen beherrschten im Altertum, wie A. von Lecoq in der kurzen, aber inhaltsreichen und übersichtlichen Einleitung zu seinem Werke „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien“¹⁾ hervorhebt, öfters die kleinen Staaten Ostturkistans. Die Einwohnerschaft des Tieflandes aber, das wir Chinesisch- oder Ostturkistan nennen, und die der umgrenzenden Gebirge bestand im ausgehenden Altertum und am Beginn des Mittelalters aus den ostiranischen Völkern der Soghdier, der nächsten Verwandten der Alanen und der Saken, die dort bis zum 8. Jahrhundert nachweisbar sind, aus den indoskythischen Tocharern (in der Landschaft um Kutschcha und Karaschahr) und aus Indern (im Südwesten). Sitten, Bräuche und Erzeugnisse der Hunnen müssen also verwandte Züge auch mit denen dieser Völker aufgewiesen haben. Der enge Zusammenhang der Hunnen mit den Yue-chi, d. h. den Geten oder Indoskythen, den Tocharern und später mit den Alanen ist durch einwandfreie Daten belegt.

Es waren die Chinesen, die die mittelasatische Herrschaft der Hunnen brachen. Sie hatten das nötig, um ihre Handelsverbindungen mit Indien und Westasien zu sichern. Die entgültige Katastrophe des grossen ostasiatischen Hunnenreiches erfolgte 119 v. Chr. Dieser Sturz verursachte den Beginn der aus den chinesischen Quellen bekannten Hunnenwanderungen nach dem Westen. Es ist freilich mehr als wahrscheinlich, dass kleinere Wanderungen nach dem Westen und Nordwesten auch in früheren Jahrhunderten erfolgten. Donner nimmt in seiner Studie „Zu den ältesten Berührungen zwischen Samojeden und Türken“ an, dass nach den sehr zuverlässigen Angaben der Chinesen einige Türkstämme, die wahrscheinlich zu den Vorfahren der Uiguren gehörten, um 200 v. Chr., oder vielleicht teilweise schon früher, bis an die Grenzen Europas kamen. Die westlichsten und nordwestlichsten von ihnen sollen die Ting-ling gewesen sein, die ihre Wohnplätze in die mittleren und unteren Irtischländer verlegten (S. 38). Zu diesem Schlusse gelangte auch Julius Nemeth in seiner „Hunnok, avarok, magyarok“ betitelten Schrift.²⁾ Funde ostasiatischer Herkunft zeugen von einer unleugbaren Abhängigkeit des Permischen Gebietes von dem chinesischen Kulturreis. Béla v. Pósta stellt fest,³⁾ dass der Typus des Steigbügels, der in Ungarn als hunnisch erkannt

¹⁾ Berlin 1922-24.

²⁾ Budapesti Szemle, 1923, S. 167-178.

³⁾ Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy. Band IV: Archaeologische Studien auf russischem Boden, 1905, 340-343.

wurde, unter den permischen Denkmälern der Völkerwanderung nachweisbar ist. A. M. Tallgren bemerkt in seiner Studie „L'Orient et l'Occident dans l'âge du fer finno-ougrien,¹⁾ dass Gürtelschnallen aus Chalcedon (oder Jade), die im Permischen gefunden wurden, mit chinesischen Schnallen aus Jade gleichförmig sind.

Ammianus Marcellinus sagt von den Hunnen: „Hunnorum gens, monumentis veteribus leviter nota, ultra paludes Maeoticas glacialem oceanum accolens.“ Die Art und Weise, wie Kiessling²⁾ diese Stelle behandelt, ist einseitig. Der Umstand, dass die Geographen die Entfernung zwischen dem Kaspiischen Meer und der Ostsee, bzw. dem Eismeer, wohl auf Grund der Aripakarte, zu klein gemessen, darf uns nicht in Verlegenheit bringen, da sie, mangels genauer Informationen, den berühmten, zur Abwicklung des Handels dienenden Wasserweg zwischen den Kaspischen Regionen und dem hohen Norden leicht als ununterbrochen hinnehmen konnten. Beachtenswert sind in Betreff der richtigen Beurteilung dieses geographischen Irrtums bereits die 1730 veröffentlichten Ausführungen Johann Philipp von Strahlenbergs,³⁾ die ich hier im Wortlaute wiederzugeben für notwendig halte:

„Damit ich die Sache etwas besser ausführe, so ist zu wissen, dasz solches Commerzii oder dieser Trafiquirung halber sich vor Alters in Ruszland zwei Stapel gefunden: Deren einer, ehe Novgorod in Flor kommen, bey der alten Stadt Ladoga gewesen . . . von welchem Ort der Handel weiter über die Ladogaische See, den Sinum Finnicum, die Ost-See und so auf der Stadt Wisby in Gothland auch muss gegangen seyn, zumal dieses in der Antiquität des grossen Handels halber sehr berühmt ist. Daher Joh. Nic. Strelow in *praeftation. Guthiland. Cronic.* gar recht anführt, dasz da-selbst viele Syrisch-Arabisch-Griechisch-Römis ch und Cimbrische Münzen in denen alten Begräbnisz-Hügeln gefunden worden. . . . Der andere Stapel aber ist im Biarma-Land oder Grosz-Permia, bei der Stadt Tzordyn am Kama-Strohm gewesen, welche letztere, ob sie gleich jetzo in schlechtem Stande und gar gering ist (so von der Saltz-Siederey bey Solikamsky, nachdem solche in Flor gebracht, herrühret), so wird solche dennoch in der Ruszischen Tariffe Weliki Perma, i. e. das grosse Permia genannt, davon die gantze Provintz, welche sich vor alters viel weiter und breiter als jetzo erstrecket, den Nahmen hat, auf welchen Stapel zu der Handel eigentlich aus

¹⁾ Journal de la Société Finländaise d'Archéologie, XXXV, 3, S. 5. „De plus il faut considérer que durant les cinq premiers siècles suivants (de 1 à 500 de notre ère) la région de l'est fut toujours soumise à l'influence de l'Orient et du Midi“. Anm. 12 Abb. 11.

²⁾ Pauly-Wissowa, Realencykl. VIII, 25—887.

³⁾ Das nord- und östliche Theil von Europa und Asia, 1730 S. 97.

der Caspischen See und von Indien aus vermittelst dem Wolga, Kama und andern vorgenannten Ströhmen ins Scythische oder Pytziorische Meer und so weiter immer beym Ufer des Meers hin, nach Norwegen, auch vielleicht in die Nord-See gegangen. Dasz aber diese Fahrt practicable gewesen, und noch eines Theils ist, auch der Handel aus Indien gegen Norden zu dergestalt unterhalten worden, ist leicht zu glauben, wenn man folgende Umsstände und alte Merckmäle, die sich an denen Orten finden, betrachtet und untersuchet. Denn erstlich ist diese Route von Astrachan an, etwa nur eine Distince von 300 Meilen, welcher Wasser-Weg zu dieser Trafiquirung nicht weniger möglich gewesen, als da die Ruszen noch zu jetziger Zeit 5 bis 600 Meilen auf eben die Art aus einem Strohm in den andern, wie vor gemeldet, und mit weit grösserer Incommodität in China hinein handeln und wandeln, da doch dieser Weg nicht allein in denen Ströhmen gefährliche Wasser-Fälle, sondern auch zweymal sehr weite Umwechselung über Land hat, welches bey jener Fahrt sich gar nicht ereignet; denn, wie oben gemeldet, so sind nur eine halbe Meile die Böthe oder Waaren über Land geschaffet worden: Hernach ist eben nicht schwer zu glauben, was uns Pomp. Mela (so er aus dem Corn. Nep. genommen) L. II. cap. 5. berichtet: Nehmlich, dass dem Q. Metello Celery einige Indianer von dem Könige derer Schwaben zum Geschenke zugesandt worden, welche durch Ungewitter an des Meeres Ufer gegen der Elbe hin getrieben worden. Ob nun gleich einige Autores an dieser Passage, und ob es veritable Indianer gewesen, zweiffeln, so möchte doch dieses, wenn man obiges von gedachter Fahrt und folgendes betrachtet, ziemlich können erläutert werden. Denn gesetzt, dass solche nicht in Indien eben gebohren, so haben es doch wohl solche seyn können, als wie etwa die Bucharische Tatarn, welche Kaufleute, und die so sehr verschryenen Seres sind, die vor Zeiten durch gantz Asien commerciret, so wie sie noch heutiges Tages darinnen handeln und wandeln, und die ihre Emporia oder Handels-Städte an der Mündung des Pytziora-Strohms werden gehabt haben*.

Nordische Völker sind die Hunnen auch nach *Claudianus* (In *Rufinum* lib. I): „Est genus extremos Scythiae vergentis in ortus trans gelidum Tanain: quo non famosius ullum Arctos alit“.

Es muss dabei einem jeden viel zu denken geben, dass den Hunnen, die von Ptolemaios „μέγας ἔθνος“ genannt werden, seit den Kriegen des Tanlu Ch'i-ch'i (Tsitki) um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung bis auf ihr siegreiches Auftreten gegen die Alanen und Ostgoten in den Jahren 355(?) und 375, in den südlichen Teilen des heutigen Russlands

keine wesentliche Rolle zufiel. Ich nehme an, dass sie sich während dieser Zeit im Norden reorganisiert haben (wir wissen aus Ammianus Marcellinus, XXXI, 3, dass hunnische Truppen im Dienste der Goten gegen die Alanen gekämpft haben). Sie werden auch die Waldgebiete des nordöstlichen Europa besetzt gehabt haben, welche die für sie so hochwichtige Jagd auf Pelztiere und somit auch den nicht minder wichtigen Pelzhandel sicherten.

Alles scheint mir also davon zu zeugen, dass die Hunnen in Ost- bw. Nordosteuropa bereits vor ihrem grossen Vorstoß gegen die Goten verbreitet und zur Bedeutung gelangt waren. Dieser Stand der Dinge ist also bei der Feststellung der Zeitfolge und Fundorte der hunnischen Denkmäler mit in Betracht zu ziehen. Diese Denkmäler führen uns von der Grenze des chinesischen Kulturkreises einerseits hoch hinauf nach Nordrussland, andererseits bis zu den südwestlichen Teilen Ungarns. Schon der Umstand, dass diese Denkmäler auf einem so ungeheuer weiten Gebiet verstreut vorkommen, zwingt uns zu der Annahme, dass sie hunnische Hervorbringungen sein müssen. Der Fundort eines der Opfergefässe, die für mich den Grundstock der den Hunnen zuerkannten Denkmäler abgaben, liegt im entlegensten nordöstlichen Russland, in der Nähe von Vtschissolsk (Werchnij-Konetz), scheint also gegen die Theorie der hunnischen Herkunft zu sprechen. Doch glaube ich berechtigt erscheinende Bedenken zerstreuen zu können, indem ich vor allem darauf hinweise, dass der Fundort dieses Denkmals auf einem der wichtigsten Handelswege liegt, die bereits im Altertum die Jagdvölker des Nordens mit den pontischen und kaspischen Handelsstädten verbanden. Diesen Handelsweg müssen die Hunnen, die zu ihrer Zeit auch die inner-asiatischen Karavanenstrassen überwachten, beherrscht haben.

A. M. Tallgren, dem diese meine Ansichten aus früheren Mitteilungen bekannt waren, gibt die Möglichkeit einer hunnischen Invasion am mittleren Ural gleichfalls zu (*L'Orient et l'Occident dans l'âge du fer finno-ougrien*, S. M. J. A. XXXV, 1924, 3: „On pourrait peut-être considérer les disques en jadéite et les gardes d'épée en calcédoine, ainsi que les trésors de Mousslioumova et d'Oufa, datant env. 200—300 ap. J.-C., comme un indice que la Russie Orientale ait été victime d'une invasion des Huns dès le début de la grand migration des peuples.“ Anm. 13. — „On peut admettre, que les Huns ont une part à ce courant oriental de civilisation.“ Anm. 19).

Die Wiedergeburt der Hunnenmacht ging nicht anders vor sich, als in der Form einer Vereinigung mit den alanischen Kräften. Man muss sich natürlich den Vorgang so denken, dass in dieser Vereinigung anfangs die Alanen die Oberhand hatten, bis die Hegemonie allmählich auf die Hunnen

übergang, die endlich die ganze alanische Macht stürzten. Diese Evolution deren Beginn aus den Mitteilungen der armenischen Chronisten Faustus Bizantinus, Agathangelos, Moses Chorenazi und Stephanos Orbelian herauszulesen ist, wurde von Friedrich Hirth aufs klarste erkannt und in seiner grundlegenden, in der Hunnenforschung epochemachenden Studie „Über Wolgahunnen und Hiungnu“ deutlich zum Ausdruck gebracht (S. 253).

Die ostiranischen Stämme der Tocharer, Indoskythen (Yüe-chi oder Geten) und Soghdier sind die früheren Nachbarn der Hunnen gewesen. Diese scheinen also, gleichviel ob Sieger oder Besiegte, so zu sagen an jene gebunden gewesen zu sein. Durch ostiranische Völker oder Goten verdrängt, könnten sich die Hunnen auch nach Europas Nordosten verschlagen und dort Denkmäler hinterlassen haben, deren Zusammenhang mit China unverkennbar ist.

Spreche ich schlechthin von hunnischen Denkmälern, so meine ich darunter nicht nur hunnische Erzeugnisse in engerem Sinne des Wortes. Wir sind nicht so weit, um in dieser Hinsicht scharfe ethnographische Grenzen ziehen zu können. Umso genauer möchte ich aber die Frage von kultur- bzw. kunsthistorischem Standpunkte beantworten. Ich bezeichne mit dem Namen „hunnisch“ nicht alle Denkmäler, bei denen örtliche und zeitliche Belege für die Hunnen sprechen. Die Hunnen könnten, soweit wir ihre Geschichte zurückverfolgen können, nie eine ethnische Einheit gebildet haben. Nach dem Zeugniß ihrer Sprachdenkmäler müßte ihr Stammvolk ein Türkvolk gewesen sein.¹⁾ Doch waren sie zweifellos einerseits mit Mongolen und Chinesen, andererseits mit ostiranischen Völkern gemischt und diese Vermengung hatte sich jedenfalls auch in ihrem Kulturleben fühlbar gemacht.

Die Hauptmotive des künstlerischen Formenschatzes der Hunnenzeit in Ungarn sind der Greif und das Rankenornament, beide griechischer bzw. hellenistischer Herkunft, aber im Geiste der indo-iranischen Kunst angewendet und umgestaltet. Es war die Eroberung Baktriens und Gandharas durch die Indoskythen, die die Verbreitung dieser Formen nach dem Westen zur Folge hatte. Sie wurden durch die Alanen und die Sarmaten nach dem Westen, nach Mitteleuropa und noch weiter verbreitet. Erkannt wurde der Zusammenhang zwischen den Denkmälern der Völkerwanderung und der Gandharakunst zuerst von Professor Anuschin. Weitere Konsequenzen wurden dann aus dieser Beobachtung durch Hjalmar Appelgren-Kiwalo gezogen.²⁾

¹⁾ Shiratori, Kurakichi, Über die Sprache des Hiung-nu-Stammes und der Tung-hu-Stämme, Tokyo, 1900.

²⁾ Die Grundzüge des skythisch-permischen Ornamentstiles, Zeitschrift der Finnischen Altertumsgesellschaft 1912, S. 2.

Es sind aber aus der Hunnenzeit, wie bereits angedeutet, auch solche Denkmäler bekannt, für deren Charakter ostasiatische, d. h. chinesische Elemente ausschlaggebend sind. Ist der unmittelbare Zusammenhang dieser Elemente mit dem fernen Osten auch durch äussere Belege nachweisbar, so sind sie, nach meiner Meinung, als spezifisch hunnische Eigenheiten zu betrachten.

Mein Bestreben richtete sich bei der Feststellung dieser Eigenheiten auch dahin, die ostasiatischen Elemente der von mir als hunnisch angesprochenen Denkmäler auf möglichst wenige gemeinsame Grundformen zurückzuführen, d. h. ein Naturgesetz zu erkennen, nach dem sich diese Elemente aus ihren gemeinsamen Grundformen notwendigerweise entwickelt haben. Die Grundlage des auf diese Weise errichteten Baus ist sofern hypothetisch zu bezeichnen, als es bloss ein einziges fest datierbares hunnisches Denkmal gibt. Auch dieses stammt bereits aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert und ist nur aus einer späteren chinesischen Dritterhand-Kopie bekannt. Die chinesische Herkunft eines Zeichens auf einem Funde von Dunapentele in Ungarn und auf einer Felswand bei Tscherdin¹⁾ ist dagegen einstweilen nur durch seine Übereinstimmung mit einem althinesischen Schriftzeichen wahrscheinlich gemacht, nicht aber durch seine entsprechende sichere Deutung nachgewiesen worden.

Doch schien es mir bereits vor zwölf Jahren angebracht, den ablehnenden Standpunkt der Archäologie gegen die frühere Gewohnheit, Denkmäler der Völkerwanderung einzelnen Völkern zuzuschreiben, aufzugeben und gewisse Altsachen von hervorstechender Eigenart den Hunnen zuzuerkennen, einfach aus dem Grunde, weil das Volkstum der Hunnen durch seinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem fernen Osten sich von dem unpersönlichen Bilde des osteuropäischen Völker gewöhls plastisch abhebt.²⁾

Der durch sein grossangelegtes Werk „Scythians and Greeks“ berühmt gewordene Forscher Ellis H. Minns, der die Notwendigkeit die Frage nach dem Nachlass der Hunnen aufzuwerfen gleichfalls empfand, blieb, von der sibirischen, namentlich von der altaischen Bronze- und Eisenzeit sprechend,³⁾ bei folgender Erkenntnis:

¹⁾ Strahlenberg, Das nord- und östliche Theil von Europa und Asia, 1730, Taf. VII; G. R. Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien, I. Abb. 344; Z. v. Takács, Hun Relics; Oxford Hungarian Review, 1922 S. 11, Abb. 12.

²⁾ Ostasiatische Zeitschrift III. Heft 2, S. 275: Streifzüge unter alttürkischer Fahne; Heft 4, S. 481—483: Erwiderung; Bd. IV, Heft 1—2, S. 118—122: Chinesische Kunst bei den Hunnen; Heft 3, S. 174—188: Zur Kunst der hunnischen Völker; Bd. V, S. 138—142: Huns et Chinois; Turán, 1918, S. 273—285.

³⁾ S. 250—252.

„The people of the early iron age are evidently quite different from those of the bronze age. Their burials are different and their manner of life likewise. Evidently the horse played a great part in their existence. Also they have many more weapons found with them. That is to say that they were a nation of warlike nomads. Still their civilisation had much in common with that of their predecessors. They adopted from these the characteristic dagger, the characteristic knife, the cauldron, the mirror; they seem even to have continued their agriculture to some extent, and they also engraved representations of themselves upon cliffs; this time we find the figures predominantly on horseback in place of going afoot. The new comers seem to have brought a knowledge of silver and of iron, and also a distinct taste for the monstrous. With them begins the liking for winged quadrupeds, for horns ending in birds, for inconsequent beak-heads, for conventionalised creatures quite unlike the naturalistic style of their predecessors. Yet the similarity in technique, the imitation of bronze forms in iron (ff. 169—181) — we find even such strange cases as bronze daggers with iron handels — the similar love of gold plates as adornments make it clear, that the old tradition lived on. It seems as if this new warlike immigrant people conquered the old miners and metal workers, and used their inherited skill in the carrying out of its own taste and thereby formed a mongrel style which is indistinguishable from the Scythic. Everything points to this immigrant population having been of what may be called Hunnic stock. Their mode of life, their burial customs, their type, as seen in statues and rock carvings, correspond with what we know from Chinese sources of the Hiungnu, the T'u-küe, the Tatars and all other tribes of that stock (see p. 88 sqq.).“

Es geht aus dieser Stelle hervor, dass für Minns der Begriff „hunnisch“ eine zu allgemeine Bedeutung hat. Ich kann die Reiter der sibirischen Goldplaketten und Figürchen, die er nach Kondakow-Tolstoj-Reinach auf S 278—279 abbildet, schon deshalb nicht für Hunnen halten, weil sie ohne Steigbügel dargestellt sind.

II. Hunnische Opfergefäße

Zum Hauptbestand der sogenannten skythischen Denkmäler gehören die kupfernen bzw. bronzenen Opfergefäße, die nach ihren Grundformen und Verzierungen in zwei Hauptgruppen zu teilen sind (über die Unterscheidung dieser zwei Gruppen vgl. M. Ebert.¹⁾) Die überwiegende Mehrzahl

¹⁾ Ein skythischer Kessel aus Südrussland. Prähist. Zeitschr. 451—454.

dieser Gefässse ist halbkugelförmig, oder mit einwärts gebogenem Rande gebildet. Sie stehen, insofern sie nicht einen besonderen Ständer wie den bei Aspelin (I, № 308) abgebildeten benötigen, auf einem festen, stämmigen Fuss und sind dabei mit runden, zumeist mit Knöpfen verzierten Henkeln versehen. Diese entwachsen entweder senkrecht dem Kesselrande, oder überragen ihn, sich eng an die Wand schmiegend. Manchmal sind sie auch an den Seiten in wagrechter Lage angebracht. Der Guss dieser Gefässse ist im allgemeinen roh und massiv. Opfergefässse dieser Art wurden in Sibirien, besonders in der Gegend von Minussinsk, in sehr grosser Zahl gefunden. Sie kamen aber auch in Russland, nemlich in den südlichen Gouvernements, in ziemlich grosser Zahl zum Vorschein. Aus Ungarn ist nur ein Exemplar aus der Gegend von Ó-Szöny bekannt (abgebildet bei Hampel), das im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrt wird. Zusammenfassendes über diese Funde bei Ebert,¹⁾ Béla v. Pósta und A. M. Tallgren.²⁾

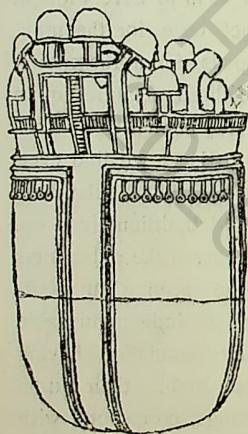


Abb. 32. — Bronzegefäß aus Törtel in Ungarn (Budapest, Nationalmuseum).

daraus emporhebenden eckigen Ösen.

Zwei Gefässse dieser Art wurden in Ungarn gefunden. Das eine (Abb. 32) in der Markung des Dorfes Törtel (Komitat Pest, in der Nähe von Abony), im Czakóhügel genannten Kurgan. Es gelangte in die archäologische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums zu Budapest als Geschenk des Gutsbesitzers Ignaz Thurzó und wurde in das Inventar unter No. 22—1869 eingetragen. Das Gefäss ist aus roter Bronze gegossen. Es hat die Form eines oben offenen und unten halbkugelförmig abgeschlossenen Zylinders. Der Fuss ist abgebrochen. Die Gesamthöhe des erhaltenen Teiles beträgt

¹⁾ A. a. O. 521—539.

²⁾ Collection Tovostine des antiquités préhistoriques de Minoussinsk etc. Helsingfors, 1917, 58—61.

88 cm., der Durchmesser an der Öffnung 46 cm. Etwa 3/5 der Wand ist wohlerhalten, an der Einen Seite ein grosses Stück abgebrochen und auch der Henkel beschädigt. Die Dicke der Wand ist ungleich, etwa 2—5 mm. Die Aussenseite der Wand ist durch stark ausladende, etwa 6 mm. hohe, in senkrechter Richtung laufende Streifenpaare in vier breitere und vier engere (7 cm. breite) Felder geteilt. Die breiteren sind auch oben durch ähnliche, unterhalb des Gefässrandes wagrecht laufende Streifenpaare eingeraumt, während die engeren, sowohl unten, als auch oben offen sind. Von den unteren Streifen der oberen Einrahmungen der vier breiten Felder zweigen in senkrechter Richtung je zehn, etwa 3—3,5 cm lange Reliefstäbchen ab, die unten in je einen Ring auslaufen. Der Durchmesser dieser Ringe beträgt etwa 1,3 cm. Der Gefässrand breitet sich ein wenig trichterförmig aus. Die untere Abgrenzung dieses sich ausbreitenden Teiles besteht aus einem einfachen Reliefstreifen, die obere aus einem etwa 3,5 cm breiten Zellenband, dessen senkrecht laufende Zellentände von einander etwa 1,5—3 cm entfernt sind. Die zwei Henkel heben sich vom Rande der Wand senkrecht, als deren Fortsetzungen, empor. Sie bestehen aus je drei senkrechten Leisten, die eigentlich, der unteren Abgrenzung des schrägen Randes entwachsend, sich über den Rand erheben und oben durch eine wagrecht laufende Leiste abgeschlossen werden. Die mittlere senkrechte Leiste wird durch wagrechte Stege in Zellen geteilt. Die beiden äusseren Ecken des Henkels laden schräg aus und sind an den Enden mit je einer halben Scheibe gekrönt, deren Basis scharf ausladet. Zwei ähnliche Glieder stehen auf dem oberen Rande der Öse und je eines an der rechten und linken Seite des Henkels, auf dem Kesselrande. Eine Naht an der Aussenseite des unteren Teiles des Gefässes zeugt davon, dass der gewaltige Kessel nicht in einem Stück gegossen wurde. Florian Romer, der diesen Fund zuerst besprach, bezeichnete ihn als Unikum in Ungarn. Er war, mit sehr richtigem Gefühl, geneigt es in die Zeit der Völkerwanderung zu setzen. Franz v. Pulszky wich von dieser Meinung ab, indem er im Funde eher ein Denkmal des IX. oder X. Jahrhunderts erkennen wollte. Man muss noch wissen, dass mit dem Funde auch zwei thönerne Gefässscherben und menschliche Knochen zum Vorschein kamen. Die Richtigkeit dieser Angaben, die ich dem Inventar des Ungarischen Nationalmuseums entnehme, ist jedoch unkontrollierbar. Sicher ist nur, dass die Gegenstände nicht im Grabe, sondern im Fusse des Hügels, nicht tief unter der Erdoberfläche gefunden wurden.

Erst im Jahre 1891 wurde für das Ungarische Nationalmuseum ein ähnlich geformtes Stück von dem Archäologen Moritz Wosinszky erstanden

(Abb. 33; Inventarnummer 79 —1891). Die Höhe dieses Gefäßes beträgt 49,5 cm, die Breite einer Öffnung 30, bzw. 33,3 cm. Es ist aus roter Bronze gegossen und geht im Stile mit dem von Törtel eng zusammen. Nur ist es einfacher gebildet. Die etwa 3—4 mm dicke Wand ist durch einfache senkrechte Reliefstreifen in vier Felder geteilt. Diese Streifen entspringen einem waagrecht liegenden, der zugleich die Basis des mässig ausladenden Gefäßrandes bildet und von dem in den vier Feldern in senkrechter Richtung je sechs Reliefstäbchen abzweigen, die in Ringe auslaufen. Reliefstreifen umfassen auch das Zellenband, das um den oberen äusseren Teil des Randes läuft, den rechteckigen Henkel, der aus zwei, der Basis des Randes entwachsenen Leisten und einer abschliessenden wagrechten gebildet ist, sowie das Glied, das auf diesem Teile des Henkels steht und von einer halben Scheibe gekrönt wird. Zwei ähnliche Zierstücke erheben sich, rechts und links vom Henkel, vom Rande des Gefäßes, bzw. von der unteren Leiste des Zellenbandes. Je eine halbe Scheibe steht dagegen, in schräger Stellung, unmittelbar auf den Ecken der Ösen. Von dem Fusse sind, wie bei dem Exemplar von Törtel, nur Bruchteile erhalten. Auch das eine Zierstück mit der halben Scheibe fehlt. Dieses Gefäß wurde im Kapostale, im Komitat Tolna, zwischen den Gemeinden Högyész und Reböly, in der nächsten Nähe der Eisenbahnhaltestelle Kurdcibrák gefunden. Diese Torfgegend ist der Fundort von mehreren interessanten Denkmälern des La Tène-Styles, die jetzt im Ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt werden. Publiziert wurde das Stück zuerst von Moritz Wosinsky in „Archäologiai Értesítő“ (1891, S. 427—431).

Der dritte zu dieser Gruppe gehörende ungarländische Fund (Abb. 34; Ungarisches Nationalmuseum, Budapest, Inv. Nr. 97—1909), ist nur das Bruchstück einer etwa 3—4 mm dicken Gefäßwand mit drei Reliefstreifen, von denen die mittlere 10 mm hoch, an ihrer Basis aber 9 mm dick ist und nach oben sich keilförmig verjüngt. Die Höhe der anderen beträgt 6 mm und ihre Dicke 3—4 mm. Dieses interessante Denkmal wurde in Duna-

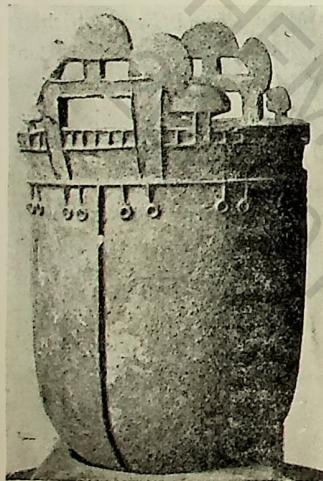


Abb. 33. — Bronzegefäß aus Kapostal in Ungarn (Budapest, Nationalmuseum).

pentele (Intercisa der Römer, Komitat Fehér, am rechten Donauufer) im Jahre 1909 ausgegraben, wo es sich unter den Trümmern eines wahrscheinlich durch Brand zerstörten Hauses befand und wo auch einige silberplattierte, eiserne römische Helme an das Tageslicht kamen. Letztere können etwa am Anfang des IV. Jahrhunderts verfertigt worden sein. Sie gehörten, aller Wahrscheinlichkeit nach, kleinasiatischen oder syrischen Soldaten, da Intercisa die Lagerstätte solcher Truppen war. Unter den zerstörten Grundmauern eines anderen Gebäudes von Dunapentele wurden römische Münzen der Kaiser Alexander Severus (222—235) und Valentinianus I. (364—375) gefunden. Ich muss also nach dem Gesagten annehmen, dass das Stück mit Recht in die Zeit zu setzen ist,

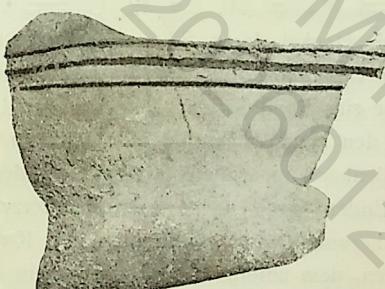


Abb. 34.— Bruchstück von einem Bronzegefäß aus Dunapentele in Ungarn (Budapest, Nationalmuseum).



Abb. 35.1.— Kupfergefäß aus Otoka in Russland (Petersburg, Ermitage).

wo die Donau die westliche Grenze des von den Hunnen besetzten Gebietes bildete und wo diese zuerst mit den Römern in Berührung kamen. Es kam vielleicht während eines Geplänkels als Beute in römische Hände, kann aber auch von hunnischen Truppen stammen, die, wie aus der Geschichte bekannt, manchmal als Verbündete unter römischer Führung kämpften (vgl. Márton¹) und Ebert²).

Ich bin leider nicht in der Lage, die folgenden drei Funde so eingehend zu analysieren, wie die oben angeführten, weil ich sie nur nach Abbildungen kenne. Doch ist die Verwandtschaft zwischen diesen und jenen so offenbar, dass ich sie alle mit ruhigem Gewissen derselben Kategorie bei-

¹⁾ Die wichtigsten Resultate vor- und frühgeschichtlicher Forschung in Ungarn, Praehist. Zeitschr. IV, 185.

²⁾ A. a. O.

zähle. Zylindrischer Körper, auf dem Rande aufrecht stehende, rechtwinklig gebildete Henkel und Reliefstreifen als dekorative Elemente charakterisieren sowohl diese wie auch jene.

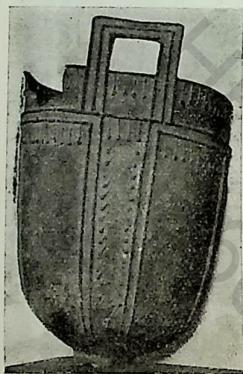
Am vollkommensten erhalten — obwohl zerbrochen — ist unter ihnen das angeblich aus Kupfer gegossene Gefäß, das in Russland im Jahre 1884, im Sande eines Flüssleins zwischen den Gemeinden Otoka und Zagarina (Regierungsbezirk Simbirsk, Kreis Sisran) gefunden wurde (Abb. 35). Dieses Stück, bei dem auch der Fuss erhalten blieb, ist durch Doppelstreifen in vier breitere und zwei engere Felder geteilt, von denen die

breiteren oben eingerahmt sind. Von den inneren Leisten dieser oberen Einrahmungen hängen in kleine Kreise auslaufende Reliefstäbchen herunter. Ähnliche Glieder zweigen auch von dem Streifen ab, der die Öffnung umgibt. Die Henkel, deren Saumstreifen bis zur unteren Einfassung des Randes reicht, sind durch je eine Reihe kleiner Ringe geziert. Unterhalb den Henkeln, auf den Engfeldern, je ein Zellenband in senkrechter Richtung, deren obere Enden, nach rechts und links verzweigend, herunterhängen und in kleine Kreise auslaufen, dem unteren Ende ist aber ein aus Reliefstreifen gebildetes, mit der Spilze nach unten gekehrtes Dreieck angehängt. Die Grösse des Gefäßes beträgt, nach den mir vor dem

Abb. 36. — Bronzegefäß aus Werchnij Konjetz in Russland (Wologda, Museum).

Kriege zur Verfügung gestellten Daten, ungefähr 60 cm.

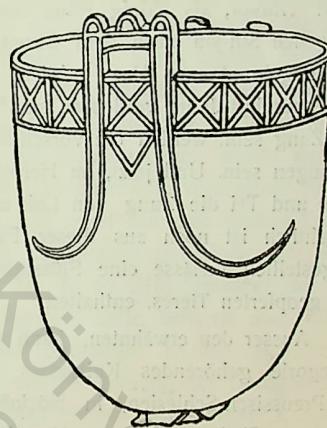
Diesem Stück am nächsten verwandt ist ein anderes (Abb. 36), dessen Fundort hoch im Norden Russlands bei der Gemeinde Werchnij Konjetz (Regierungsbezirk Wologda, Kreis Ustschissosk) liegt. Die vier breiten Felder der Wand dieses Gefäßes sind nur mit einfachen Reliefstreifen umgeben. Die engen haben an ihren Langseiten besondere senkrechte Einfassungen, die oben bis zur unteren Saumstreifen des Randes reichen, wo die Henkel beginnen, die durch Randstreifen eingefasst und auch durch je einen, mittleren Reliefstreifen gegliedert sind. Reliefstäbchen mit Ringen an ihren Enden hängen von der oberen Einfassung des Randes und der einzelnen Felder herab. Ähnliche Zierglieder sind auch unterhalb der Henkel, in den Engfeldern, in je zwei vertikalen Reihen, mit schräggestellten Stäbchen, die gleichsam einem unsichtbaren mittleren Stiele entwachsen, angebracht. Zu unterst



ist auf beiden Engfeldern je ein mit der Spitze nach unten gekehrtes Dreieck sichtbar, mit Ringen an den Ecken.

Ein Exemplar aus Sibirien (Abb. 37), und zwar aus der Altaigegend (Teletzkoje), das jetzt im Historischen Museum in Moskwa aufbewahrt wird, ist zwar zylindrisch geformt, zeigt aber nicht die übliche Gliederung durch senkrechte Streifen. Der Rand wird von einem in quadratische Felder geteilten breiten Bande umgeben. Die quadratischen Felder sind hinwieder durch Diagonalen in je vier Dreiecke geteilt. Unter den Ösen ist schliesslich, als Ausläufer dieses Musters, je ein Dreieck zu sehen, mit der Spitze nach unten gekehrt. Die senkrechten Leisten der Ösen setzen sich unten auf der Wand des Gefässes, in divergierenden Richtungen, rankenartig geschweift fort und laufen in Spitzen aus. Die wagrechte Leiste der Henkel wird oben durch drei von Reliefstreifen umgebenen Halbscheiben gekrönt. Mir ist dieses Stück nur nach dem Holzschnitt bekannt, den Aspelin mitteilt und nach dem ich die in Abb. 37 gegebene Umrisszeichnung vervielfältigte.

Abb. 37. — Bronzegefäß aus Teletzkoje in Sibirien, Altaigebiet (Moskwa, Historisches Museum).



Aus einer Felsenzeichnung in Sibirien, auf dem Gebiete der innerasiatisch-chinesischen Mischkultur (Abb. 38; Inscriptions de l'Ienissei recueillies et publiées par la Société Finlandaise d'Archéologie, Helsingfors, 1889) wird ersichtlich, wie die manchmal, wie es scheint, sehr grossen Kultgefässe auf den Boden gestellt benutzt wurden. Diese überaus primitive Darstellung

bietet zur Zeitbestimmung insofern einen sicheren Stützpunkt, als die Bewegung der Pferde von der Einwirkung bak-



trisch-hellenistischer Vorbilder zeugt (vgl. die Münzen von Euthydemus I. und II.; Percy Gardner, The Coins of the Greek and Scythic Kings of Bactria and India, Taf. II, № 7 und Taf. III, № 7). Wichtig ist aber für uns diese Felsenzeichnung vor allem deshalb, weil darauf Gefässe dargestellt sind, die in Grösse und Proportionen den ungarländischen und

russländischen ähnlich sind. Sie liefert aber auch den Beweis, dass Gefässer dieser Art auf einem Gebiete bekannt waren, das bereits in der Bronzezeit zum chinesischen Kulturreis Kreis gehört hat. Die Darstellung, auf der acht Gefässer, darunter fünf zylindrisch geformte, und um diese Gefässer herum zwei Reiter und neun Figuren zu Fuss zu sehen sind, erinnert uns lebhaft an eine Stelle des Tso-Ch'uan, wo folgendes mitgeteilt wird: „Zuvor, als König P'ing seine Residenz nach Osten verlegt hatte, hatte sich Sin-yiu nach dem Stromland des J begeben und dort jemand mit ungebundenem Haar erblickt, der im Freien ein Opfer darbrachte. „Ehe hundert Jahre verflossen sind“, so sagte dieser, „wird dieses Land das der Žung sein, werden die vorschriftsmässigen Lebensregeln (li) zugrunde gegangen sein. Und jetzt, im Herbst (638 v. Chr.) verpflanzten die Reiche Ts'in und Tsi die Žung von Lok und Hun nach dem Stromland des J.“¹⁾ Ersichtlich ist noch aus dieser Felsenzeichnung genau, dass die darauf dargestellten Gefässer eine Flüssigkeit, also sehr wahrscheinlich das Blut des geopferten Tieres, enthalten.

Ausser den erwähnten, kann ich einstweilen nur noch ein in diese Kategorie gehörendes Kultgefäß anführen. Es wurde sonderbarerweise in Preussisch-Schlesien, in Höckricht (Kreis Ohlau) gefunden. Es kam in einem Skelettgrabe zum Vorschein, dessen Leichnam bis auf wenige Knochenreste zu braunem Müll zerfallen war (Eduard Krause, S. 50). Die anderen Beigaben des Leichnams bestanden aus einem Gefäss aus getriebenem Bronzeblech und kleinen, mit Carneol, Glasfluss und Granaten geschmückten, getriebenen Goldplatten, Schmucksachen, die mit den den Goten zugeschriebenen Goldschmiedearbeiten zusammengehen und somit für die Anfänge der Völkerwanderungszeit charakteristisch sind.²⁾

Die goldenen Schmucksachen, die übrigens mit den Funden von Mussliumowa (in der Gegend von Tscheljabinsk) und Pécs-Uszög (Ungarn, Komitat Baranya) zusammengehen, können eigentlich nicht für hunnische Hervorbringungen gehalten werden, vielleicht aber das Gefäss aus Bronzeblech mit zylindrischen Seiten und halbkugelförmigem unteren Abschluss (Abbildungen des Fundes von Mussliumowa bei Béla v. Pósta in „Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy“, des Fundes von Pécs-Uszög bei Hampel, Alterthümer, II, S. 371, 372, 374, 376, 378). Ein dem Höckrichter Blechgefäß ähnlich geformtes Stück wurde nämlich in Bölcse (in

¹⁾ De Groot, S. 18, 19.

²⁾ Krause, Der Fund von Höckricht, Kreis Ohlau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. III S. 46-50.

Ungarn, Kom. Tolna) in einem unberührten Reitergrab aus der Hunnenzeit gefunden (Bericht über die Ausgrabungen bei Bölcse von Sigmund Szelle in „Archaeologiai Értesítő“, N. F., XI 1891, S. 239—249; Abbildungen der Funde auch bei Hampel, Alterthümer, III, Taf. 241—243). Es lag, stark verbogen, oberhalb der Bauchhöhle. An dem östlichen Ende des Grabes lag das Pferd, daneben die Steigbügel, welche die für die Hunnen- und Avarenzeit charakteristische Form haben und die nachweisbar auch für die chinesischen Steigbügel der Tangzeit bezeichnend ist. Sonst wurden in diesem Grabe eine eiserne Streitaxt, ein eiserner Celt „Hallstätter Form“ und neun Stück farbige, mit andersfarbigen Einlagen geschmückte Perlen gefunden. In einem anderen, zu diesem Fundort gehörenden Grabe wurde auch ein zweiter, dem oben angeführten ähnlicher und gleichfalls verbogener Bronzekessel gefunden. Als Beigaben kamen hier sonst nur eine eiserne Lanzen spitze, eine kleine Axt und eine krumme Eisenstange zum Vorschein (Szelle, a. a. O. S. 239, 242; Hampel, Alterthümer II, S. 316). Hampel, der diese Tatsachen zu wiederholten Malen festgestellt hatte, beharrte doch bei der Meinung, dass die hier in Rede stehenden Opfervasen zu den „skythischen“ Altertümern zu rechnen sind und bei der Betrachtung der Denkmäler des frühen Mittelalters beiseite gelassen werden können (Alterthümer I, S. 131, 132). Er zieht ferner nicht in Betracht, dass zum Funde von Höckricht auch eine goldene Kette gehört, die Major v. Reibnitz, der die anderen Fundstücke im Jahre 1831 dem König Friedrich Wilhelm III. geschenkt hat, für seine Frau behielt. Aus einer sorgfältigen Umrisszeichnung kennen wir die Form dieser „von 8-fachem Golddraht künstlich zusammengesetzten Kette“, die, wie es scheint, ein Arm- oder Halsring war.¹⁾ B. Schnittger schreibt von den Halsringen dieser Art in Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde:²⁾ „Die Wikingerzeit im Norden entfaltet inzwischen eine formenreiche Serie von Hals- und Armmringen aus gedrehtem oder geflochtenem Silber oder Gold, seltener Bronze, die sich durch südöstlichen Einfluss entwickelt haben. Bis in das 12. Jahrhundert können vielleicht solche Schmucksachen in Gebrauch gewesen sein“. Hampel führt sie unter den Denkmälern der ungarischen Landnahmezeit an.³⁾ Herrn Ferdinand Fettich (Budapest, Nationalmuseum) verdanke ich die Mitteilung, dass ein ähnliches Stück auch im Funde von Zselicz-Kislak vorkommt (im Museum zu Sümeg in Ungarn). Dieser Fund ist aber in die Hunnen- oder spätestens in die Avarenzeit zu

¹⁾ Krause, a. a. O., S. 50.

²⁾ Zweiter Band, S. 370.

³⁾ Alterthümer I, Abb. 1060, 1061, 1199, 1200.

setzten. Unter den Denkmälern der Goten sind Arm- und Halsringe dieser Art nicht nachweisbar. Das Höckrichter Gefäß, das im Berliner Museum für Völkerkunde aufbewahrt wird, ist das schmuckloseste Stück der Gruppe.

Ein kleines Bruchstück ist noch zu erwähnen: eine 4,5 cm lange Bronzeplatte, deren grösste Breite 1,9 cm beträgt. Sie ist auf der einen Seite durch zwei parallel laufende scharfe Reliefstreifen gegliedert. An dem einen Ende, wo der eine Streifen auszulaufen scheint, ist auch die Platte etwas eingebogen. Sir Aurél Stein, der das Stück auf seiner ersten grossen innerasiatischen Expedition, in der Niya-Gegend, nördlich von seinem Lager 94, im Sande entdeckte, bildet es in seinem Khotanwerk (*Ancient Chotan II*, Taf. LXXIV, № 007) als einen unbestimmbaren Gegenstand ab. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass es das Überbleibsel eines zerschlagenen Bronzegefäßes ist. Die darauf befindlichen Reliefstreifen gleichen überraschenderweise den gleichfalls parallellaufenden Ziergliedern der oben beschriebenen ungarländischen Opfergefässe. Bezeichnend für der Fundort des Stücks und überhaupt für die Niya-Gegend sind auch chinesische Gegenstände aus der Hanzeit. Das Bruchstück eines sehr charakteristischen Bronzespiegels wurde in der Nähe des Lagers 95 gefunden (*Ancient Chotan II*, Taf. LXXIV, № 009).¹⁾ Auch dieses geheimnisvolle Bruchstück dürfte also als ein Denkmal der Hanperiode, zu deren Beginn die Hunnen die chinesischen Seidenstrassen ab und zu beherrschten, angesprochen werden.

Zusammengefasst wurde das angeführte Material (mit Ausnahme der Stücke von Dunapentele und der Niya-Gegend) von Josef Hampel in der Studie „*Skythische Denkmäler aus Ungarn*.¹⁾ Verfasser gibt darin der Überzeugung Ausdruck, dass zur Deutung dieser Denkmäler in erster Linie die russische Wissenschaft berufen ist, denn sie ist am ehesten in der Lage, das entsprechende Material in Evidenz zu halten und zu verarbeiten. Als ich aber in der Annahme, dass in den letzten zwei Jahrzehnten neue Exemplare aufgetaucht seien, mich für weitere Analogien der geheimnisvollen Gefässe interessierte, erhielt ich von wohlunterrichteter Seite (Dr. Nikolai Makarenko, Petersburg) die Auskunft, dass neue Stücke nicht entdeckt wurden und zur Lösung der Frage auch in der neueren russischen Literatur kein Versuch gemacht worden sei.

Paul Reinecke war meines Wissens der erste, der zwischen diesen Denkmälern und den altchinesischen Bronzen eine gewisse Verwandtschaft

1) *Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn II*, 1895.

festgestellt hatte.¹⁾ Es fiel ihm die Übereinstimmung in der Gusstechnik und der Form der Henkel auf. Er lässt sich jedoch auf keine weitere Erörterung der Frage ein und bemerkt nur, dass die Gefäße, die er schlechterdings für skythisch-sibirische Produkte hält, aus der Völkerwanderungszeit stammen.

Eine eingehende Detailanalyse lässt uns noch weitere überzeugende Analogien erkennen. Die wesentlichen Eigentümlichkeiten der uns interessierenden Vasen sind nämlich auch für die althinesischen Bronzen charakteristisch. Die uns bekannten, scheinbar ältesten Denkmäler chinesischer Kultätigkeit aus der historischen Zeit sind bronzenne Ritualgefäße. Sie sind, neben den nicht allzuvielen Kleinbronzen, Nefriten und Knochenschnitzereien, die einzigen Dokumente der in den Zeitaltern Shan und Chou blühenden Kunst. Es kann mit Recht behauptet werden, dass ihre Grundformen und Verzierungen, die nicht nur in den letzten zwei vorchristlichen Jahrtausenden, sondern auch im weiteren Verlaufe der Zeit, bis zum heutigen Tage, keine wesentliche Veränderung erfahren haben, zu Beginn des selbstbewussten nationalen Kulturlebens der Chinesen bereits festgestellt waren. Wir können nunmehr, nach den Entdeckungen des schwedischen Forschers Dr J. G. Andersson, feststellen, dass einige Elemente dieser Bronzekunst unbedingt steinzeitlicher Herkunft sind (vgl. besonders die von T. J. Arne abgebildeten Stücke von Honan: Taf II; IV, № 11; IX, № 30 und 33; X, № 40).

Die Bronzegefäße der Zeitalter Shan (1766—1222) und Chou (1222—255) sind massiv gegossen. Ihre dicken Wände haben den Stil der ursprünglichen Tonformen beibehalten. Sie müssen anfangs, wie eine ganze Anzahl Beispiele aus dem Po-ku-t'u-lu zeigt, durchgehends ziemlich schmucklos gewesen sein. Die Vierteilung ihrer Wände durch einfache Streifen ist der wohlbekannten symbolisch-figuralen Dekoration jedenfalls vorangegangen. Die Henkel heben sich von dem Rande senkrecht empor, wie an den Scheffeln, Kübeln oder Körben. Die chüeh genannten Weingefäße (Abb. 39) sind am Rande, anstatt der Henkel, mit Stäben versehen, die gebuckelte oder scheibenförmige Köpfe tragen (manchmal enden sie in Handhaben, die in der Mitte verdünnt sind). An einem Kessel (hsien) der Sammlung Sumitomo (Abb. Ostasiat. Zeitschr. IV, S. 182) erscheinen sie als Träger plastischer, obwohl ziemlich flach geförmter Vögel. Diese Knöpfe, bzw. Handhaben dienten wohl dazu, an beiden Seiten mit Stäbchen angefasst zu werden, wenn das Gefäß vom Feuer gehoben wurde.

Besonders charakteristisch ist für die Chüeh, wie für die Weingefäße Yu, der hohe zylindrische Körper. Es muss auch betont werden, dass die

1) Zeitschr. für Ethn. XXIX, 1897, 141—163.

allgemein verbreiteten Haupttypen der urchinesischen Gefäße, nach absolut verlässlichen Belegen, ähnliche, hohe zylindrische Körper hatten. Die Urformen der altchinesischen Keramik sind uns durch einige Schriftzeichen der Zeitalter Shan und Chou überliefert worden.

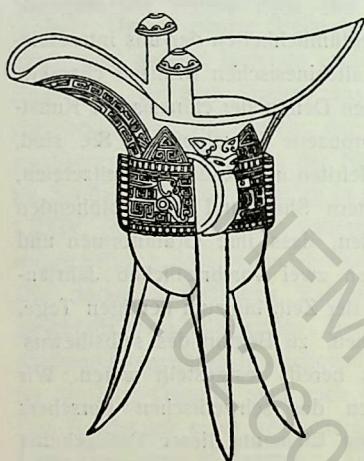


Abb. 39. — Chinesisches Opfergefäß. Nach Po-ku-t'u-lu.

Die chinesischen Schriftzeichen dieser Perioden sind nämlich in erster Linie Bilder und erteilen infolge dessen durchaus verlässliche Auskünfte über die Gegenstände, die sie darstellen, bzw. durch die sie etwas versinnbildlichen. Der Begriff des Blutes — hsüe — wird z. B. durch das Opfergefäß versinnbildlicht (Abb. 40 a; Chalfant, Taf. IV № 55). Dieses Gefäß ist hoch und zylindrisch und steht auf einem hohen säulenähnlichen Fusse, an dessen beiden Seiten mit je einem schrägen oder senkrechten Strich die Scheithölzer bzw. Flammen angedeutet sind. Die Übereinstimmung dieses Zeichens mit den Grundformen der uns interessierenden Gefäße ist augenfällig. Auch die altchinesische Tradition, nach der solche Gefäße anfangs aus Holz gemacht wurden, findet in der zylindrischen Form, die dem Baumstamm entspricht, und in den Reliefstreifen, die als Reife gedeutet werden können, ihre Bestätigung.

Dieselben, oder mindestens im wesentlichen ähnliche Gefäßtypen dienten auch zur Bezeichnung anderer Begriffe, wie Schale, auf chinesisch min (Abb. 40 b; Chalfant, Taf. XII № 155), Becher — tou (Abb. 40 c; Chalfant, Taf. XII № 156). Auch die Grundform des Kessels — ting — (Abb. 40 d, e Chalfant, Taf. XXVI № 364) unterscheidet sich im wesentlichen nicht

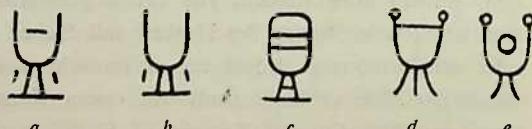


Abb. 40. — Altchinesische Schriftzeichen.

von den bereits erwähnten, und auch der für die klassischen Opfergefäße im allgemeinen bezeichnende Dreifuss summiert sich auf einigen Bildern dieses Begriffes zu zwei Linien, wie etwa auf dem Schaft der min. Auch darauf muss ich hinweisen, dass die Grundform der Opfervasen auch in dem Zeichen für Opfer, Ahne (tsu: zusammengestellt aus dem

Zeichen für Grab, Opfergefäß [Kuchen?] und himmlischen Einfluss) erkenntlich ist (Abb. 41 a; Chalfant, Taf. XXVI № 356). Meiner Meinung nach ist die Annahme, dass die Chinesen des Altertums in diesem Falle zur Bezeichnung des Opfergefäßes dessen ihnen bekannte älteste Form angewendet haben, durchaus berechtigt.

Die angeführten altchinesischen Schriftzeichen sind deshalb als verlässliche Grundlagen unserer Folgerungen anzunehmen, weil sie bei ihrer sinnigen Zeichnung nur struktive Elemente und auch diese nur in ihren Rudimenten enthalten. Ihr Inhalt belehrt uns also genau über die Form der fraglichen Gegenstände und das Stilgefühl ihrer Urheber. Auf dem Zeichen für Weingefäß, Topf und Töpferei (fou — Abb. 41 b; Chalfant, Taf. XII № 158) lassen sich Querstriche beobachten, die Bänder bzw. Stränge andeuten. Ich glaube, dass die eigenartigen dekorativen Rippen, die die chinesischen Ritualgefässe in senkrechter und wagrechter Richtung umgeben, auf diese Stränge, bzw. Reife zurückzuführen sind. Es ist wohl nicht nötig zu betonen, dass die reiche künstlerische Ausbildung dieser Motive gar nichts gegen diese Annahme zu sagen hat. Die Entwicklung der Zierformen liefert wohl immer und überall an unzähligen Beispielen den Beweis, dass die anfangs rein praktisch begründeten Elemente sich später zu dekorativen Motiven umgewandelt hatten, die äußerlich an ihre ursprüngliche Bedeutung kaum erinnern.

Der Geschmack der Chinesen, die bereits in den Zeitaltern der Shan (1766—1122) und Chou (1122—255) ein intensives Kulturleben geführt haben, hatte bereits in diesen Perioden die schnörkelhaft umgebildeten und aufgelösten Formen bevorzugt. Ihre Kunst musste also, dieser Tendenz entsprechend, eine folgerichtige dekorative Entwicklung durchgemacht haben. Auch ihre grossartige Gusstechnik, die sich notwendigerweise in Anlehnung an die Keramik, bzw. Tonbildnerei entwickelt hatte, trug wohl das ihrige bei, um den Charakter der uralten Formen entsprechend umbilden zu helfen. So ist es m. E. zu erklären, dass die altchinesischen Bronzen, gleichviel welcher Form und Bestimmung, durchwegs eine rein dekorativ anmutende Rippengliederung aufweisen. Die Rippen auf den Seiten oder Deckeln der Gefässe laden scharf heraus, wobei sie ganz metallisch wirken.

Die Denkmäler, die den Perioden der Shan und Chou zugesprochen werden können, lassen freilich eine bedeutende Stilentwicklung, den Unterschied in der Kunstmehrung der zwei aufeinander folgenden Epochen

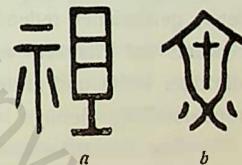


Abb. 41. — Altchinesische Schriftzeichen.

ungefähr erkennen.¹⁾ Eine krisenhafte Wendung der Dinge ist aber innerhalb dieser zwei grossen Entwicklungsphasen für uns nicht erkennbar. Es ist eher das merkwürdigste an der ganzen Evolution der chinesischen Kunst, dass darin das Alte nie endgültig verloren geht, sondern mit dem neuen innerlich verbunden weiterlebt. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der historisch fassbaren Kunst der Chinesen eine andere vorangegangen ist, die, wiewohl ihre Grundmotive zum Teil erhalten blieben und zum Teil zu rekonstruieren sind, als Ganzes zu leben noch vor dem Reifwerden des klassischen Stiles des chinesischen Altertums aufgehört hat. Diese Kunst scheint nun die eigentliche Volkskunst des chinesischen Altertums gewesen zu sein, die ihre Entstehung den jedenfalls mässigen Ansprüchen der patriarchalischen Gesellschaft der halbhistorischen Zeit zu verdanken hat. Ihr Ende scheint die spekulative mystische Gelehrsamkeit der ersten Heldenzeit des chinesischen Geisteslebens bereitet zu haben, deren Geist sich in der Kunst in der Einführung taoistischer Formeln, in der Erfindung vielfach abgeleiteter, geistreicher redender Ornamente, in der Entwicklung eines reichen Systems der Pflanzen- und Tierornamentik und einer jetzt nur an der Hand dürftiger Reste und mittelbarer Belege nachweisbaren Landschafts- und Figurendarstellung Genüge leistete.

Eine Rekonstruktion der primitiven Kunst der Chinesen der vorklassischen Zeit wurde wissenschaftlich zuerst von August Conrady versucht.²⁾ Er war auch unter den europäischen Gelehrten der erste, der in einer Anzahl altchinesischer Ideogramme die Grundmotive der primitiven chinesischen Ornamentik erkannte. Seine Resultate wurden auch für jüngere Forscher, wie Werner v. Hoerschelmann und Bruno Schindler massgebend.³⁾

Die uns bekannten allerältesten Motive der chinesischen Zierkunst sind zum Teile, wie die Spiralen, aus Pflanzenformen, bzw. Ranken abgeleitet (vgl. Arne, Taf. II), zum Teile aber in unmittelbarer Anlehnung an Flechtmuster, bzw. Stickereien entstanden (Arne, Taf. I; Taf. VII № 18, 20, 22; Taf. X № 40 usw.). Sie sind also wohl nicht als redende Ornamente, sondern als reine Zierbilder zu betrachten. Doch sind sie in der Form, wie sie uns erhalten blieben, nicht immer als einfache Kopien von Textil-, bzw. Nadelarbeiten, sondern manchmal als archaische Formeln aufzufassen, die

¹⁾ Hoerschelmann, Die Entwicklung der altchinesischen Ornamentik. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausg. von K. Lamprecht. IV, 1907, S. 2, 5.

²⁾ Über altchinesische Kunst, in Oskar Münsterbergs „Chinesische Kunstgeschichte“ 1910, Bd. I 78—89.

³⁾ Vgl. auch Takács, Zu den Grundformen der chinesischen Kunst. Jahrbuch für asiatische Kunst I.

nicht nur wegen ihres dekorativen Wertes, sondern vielmehr ihrer historischen Bedeutung halber geschätzt wurden. Als solch traditionell geschätzter Gemeinplatz erscheint das transponierte Flechtmuster in einigen Schriftzeichen (Abb. 42), und auch auf alten Bronzegefäßen, die uns grösstenteils aus Abbildungen oder Kopien bekannt, in seltenen Fällen aber in ihrer Wirklichkeit erhalten sind (Sen-oku sei-sho, № 40, 41).

Auch daran sei hier erinnert, dass die geometrische Ornamentik einer Gattung der in der Hanzeit gegossenen Bronzespiegel, wie es nunmehr aus den steinzeitlichen Denkmälern hervorgeht, zum guten Teil auf prähistorischen Webmustern beruht. Man vergleiche darauf hin die Verzierung der keramischen Funde, die Arne in seinem „Painted Stone Age Pottery“ (1925) mitteilt.

Die meisten in ihren Originale uns überkommenen Denkmäler, die von der Anwendung der aus gebrochenen geraden Linien, bzw. Kreuzlagen bestehenden Ornamente zeugen, stammen aus der Hanzeit. Aus diesem Umstand ist freilich nicht ohne weiteres der Schluss zu ziehen, dass sie in der Hanperiode höher gewertet gewesen wären, als in den vorhergehenden Zeitaltern der Shan und Chou. Es ist aber doch wahrscheinlich, dass unter den Han, zu einer Zeit, als das klassische Chinesentum eine glänzende Wiedergeburt erlebte, die retrospektive Voranlagung auch dem alten dekorativen System zustatten kam. Auffallend ist es nämlich, dass wir auf den berühmten Wandskulpturen in Shantung ausschliesslich die einfachsten Ziermotive angewendet finden.

Dieser Archaismus erscheint mir durchaus nicht unverständlich. Das pietätvolle Festhalten am Althergebrachten, die absolute Verehrung der Vorfahren und ihrer geheiligen Traditionen bilden den Grundstein der chinesischen Ethik und diese Prinzipien kommen auch in der Kunstauffassung der Chinesen zu jeder Zeit zu voller Geltung. Es ist auch zu bedenken, dass die in Rede stehenden Wandskulpturen von Shantung die darstellende Kunst früherer Jahrhunderte vergegenwärtigen können.

Wir haben auch unter den Grabbeigaben Beweise dafür, dass die alte geometrisierende Zierkunst der Chinesen auch in der Hanzeit nicht aufgehört hatte, in ihrer ursprünglichen Reinheit weiterzuleben. Ich verweise bloss auf die kleinen Modelle von Backöfen (Laufer, Chinese Pottery, Taf. XVII—XVIII), auf denen Ornamente dieses Stils als Randleisten angewendet werden.

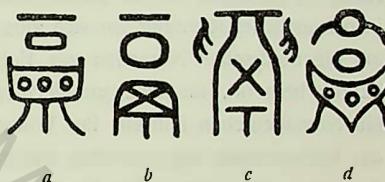


Abb. 42. — Altchinesische Schriftzeichen.

Es ist auch aus diesem Umstand darauf zu schliessen, dass Motive dieser Art zum alten Inventar der chinesischen Volkskunst gehören.

Ich benützte schon früher die Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass die Zierformen der nördlichen und östlichen Barbaren, die im Gesichtskreise der Hellenen erschienen, eine geometrische Kunst repräsentieren, die dem anscheinend ältesten Motivenschatz der chinesischen Ornamentik verwandt war.¹⁾ Nun sehen wir aber, dass es auch durchaus zulässig ist, von einem urzeitlichen Zusammenhang der Völker des Nordens und des Ostens von Europa und Asien zu sprechen, da die fortwährenden Wanderungen und Verschiebungen in ostwestlicher Richtung vor sich gingen und den Einfluss des fernen Ostens auf die nordischen Nomaden zur Folge hatten. Auch gilt es nunmehr, wie bereits bemerkt, für eine unanfechtbare These, dass die Chinesen anfangs ein Nomadenleben führten. Ihr Volkstum musste damals im Grunde dem der benachbarten Steppenvölker ähnlich gewesen sein. Verwandte Züge werden sich, als Folgen der Nachbarschaft, auch in späteren Jahrhunderten erhalten haben.

Auf der Ostwand des um das Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gebauten Mausoleums auf dem Hiao T'ang-shan in Shantung findet sich, unmittelbar oberhalb des links abgebildeten einstöckigen Hauses (Chavannes, Pl. XXVI), die eingravierte Zeichnung eines zylindrischen Gefäßes (Abb. 43 a). Rechts und links davon stehen zwei Männer — anscheinend hohe Würdenträger — in langen Kleidern. Sie beugen sich zeremoniell über das Gefäß, das demnach eine Opfervase zu sein scheint. Der eine Mann trinkt aus einer Schale. Aus dem Gefäß schräg herausragend ist der

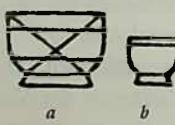


Abb. 43. — Chinesische Opfervasen.

Schaft irgendeines Geräts sichtbar. Die ganze Darstellung lässt uns an folgende Mitteilung Friedrich Hirths²⁾ denken: „So wird nach dem Ts'ien Han-shu (Kap. 94 B. p. 6) bei Gelegenheit eines zwischen Huhan-ye Shan-yu und dem chinesischen Kaiser im Jahre 47 v. Chr. abgeschlossenen feierlichen Bündnisses von ersterem der sogenannte Bluteid geschworen. Zu den damit verbundenen Ceremonien gehörte es, dass der Shanyü „mit einem King-lu und einem goldenen Cyathus den Wein umrührte.“ Das hunnische Wort, das in der chinesischen Umschreibung „King-lu“ lautet, von den Hunnen selbst aber wahrscheinlich „kingruk“ ausgesprochen wurde, bedeutet Dolch, bzw. zwei-

¹⁾ Takács, Huns et Chinois. Turán, 1918, S. 621—22.

²⁾ Sinologische Beiträge zur Geschichte der Türkvölker, I: Die Ahnentafel Attilas nach Johannes von Turocz, 1900, 222-223.

schneidiges kurzes Schwert, in diesem Falle also ein Prachtschwert (vgl. Shaw, *A sketch of the Turki language*. Calcutta, 1880 Part II. Vocab. p. 163)".

Es muss betont werden, dass die Darstellung der besprochenen Szene in Hiao T'ang-shan in unmittelbarer Verbindung mit Schlachtenbildern vorkommt, in denen die mit Bogen bewaffneten hunnischen Reiter leicht zu erkennen sind. Die Bronzefigur eines Bogenschützen aus Barnaul, bzw. Kulundinskoje, die Aspelin (*Antiquités*, I 327; *Types*,¹⁾ Abb. 9) mitteilt, entspricht so genau diesen Darstellungen, dass wir sie gleichfalls für chinesische Arbeit aus der Hanzeit und für die Darstellung eines hunnischen Kriegers halten müssen. Anhängsel im selben Stil und mit ähnlichen Motiven werden auch von Martin²⁾ (Taf. 29 № 38—45; Taf. 32 № 10; Taf. 33 № 1) und Tallgren (im Katalog der Sammlung Tovostine) mitgeteilt. Die Vase, die uns in diesem Zusammenhang in erster Linie interessiert, gehört zu dem selteneren und wohl älteren Typus chinesischer Opfergefässe, der nicht auf drei Füssen, sondern auf einer breiten Sohle ruht (eine ähnlich geformte Schale ist z. B. auf dem Relief in Wu Leang tze—Chavannes, Taf. LVII—auf einer runden Tasse, die ein Diener trägt, sichtbar; s. Abb. 43 b). Die Wand steigt senkrecht empor und ist in ihrer ganzen Breite durch zwei Diagonalen zerteilt. Es ist freilich nicht ohne weiteres anzunehmen, dass Gefässe grössten Massstabes von der Sorte des hier abgebildeten zur Zeit der späteren Han genau auf diese Weise dekoriert wurden. Die Art aber, wie hier der herkömmliche Zierat angewandt wird, beweist, dass ihm auch in den letzten Jahrhunderten des chinesischen Altertums eine seinen dekorativen Wert übersteigende Bedeutung beigemessen wurde. Es wurde wahrscheinlich — vielleicht durch sein Alter geheiligt — als ein mysteriöses Zeichen aufgefasst.

Die obigen Beobachtungen berechtigen also die Folgerung, dass die dekorativen Kreuzlagen und das Dreieckmotiv auf den von uns in Betracht gezogenen Opfergefässen aus Sibirien und Russland Überbleibsel des Flechtmusters sind, das nach dem Zeugnis der jüngsten steinzeitlichen Funde und der alten Schriftzeichen in der Urkunst der Chinesen eine grosse Rolle gespielt und, wie bereits erwähnt wurde, seinen Wert auch in der Hanzeit nicht verloren hat.

Den Flechtmustern sind aber auch die Streifen, bzw. Stäbchen mit Ringen beizuzählen. Diese und die selbstständig verwendeten Kreise, bzw. Ringe werden auf den in Russland und Ungarn gefundenen Opfergefässe als

¹⁾ *Types de peuples de l'ancienne Asie Centrale*, 1890.

²⁾ *L'âge du bronze au Musée de Minoussinsk*.

herrschende Zierstücke verwendet. Selbst das Dreieck ist auf dem Exemplar von Werchnij-Konjetz an allen drei Spitzen mit je einem Ring kombiniert

Es hat jedenfalls seine Bedeutung, dass in einer Variante des alten Schriftzeichens für „Wen“ (Zeichen, Schrift, Ornament; Abb. 44 a) zwischen den Kreuzlinien auch ein kleiner Kreis angebracht wird und in solchen Kreisen enden auch die Kreuzlinien in einer der Varianten des verwandten Zeichens für „Kiao“ (vermengen, vereinigen; Abb. 44 b). Kreise, bzw. Ringe bilden, anstatt des Flechtwerkes, das einzige Ornament auf einigen alten Zeichen zu „li, kē“ (Opferwase; Abb. 42).

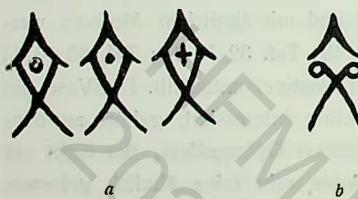


Abb. 44. — Althinesische Schriftzeichen.

Ringe an Schnüren erscheinen als Zierformen auch auf chinesischen Bronzespiegeln aus der Hanzeit (Abb. 45). Ein Exemplar dieses seltenen Typus, dessen ungenaue und die uns interessierenden Einzelheiten durch tropfenförmige Flecke wiedergebende

Abbildung im Kin-shih-so zu sehen

ist, wurde durch den Grafen Eugen Zichy in China erworben und der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums geschenkt. Von dort wurde es dann dem Franz Hopp-Museum für Ostasiatische Kunst in Budapest überwiesen (vgl. auch den Spiegel in der Sammlung Sumitomo Sen-oku sei-sho, № 15). Die in Rede stehenden Ziermotive sind auf diesem Spiegel zwischen den Kelchblättern des mittleren Ornamentes sichtbar. Sie hängen an einem Zellenband, das den mittleren Teil des Spiegels in Kreisform umgibt und sich in breiteren Kreisen zu beiden Seiten der Schrift wie-

derholt. Die Scheidewände der Zellen laufen parallel und schräggestellt um den Mittelpunkt der Scheibe herum; sie sind aber an anderen, stilistisch



Abb. 45. — Chinesischer Bronzespiegel; Hanzeit (Budapest, Franz Hopp-Museum).

eng verwandten Stücken radial angebracht. Es ist aus den Abbildungen und Beschreibungen der Gefäße von Törtel und Kapostal ersichtlich, welche wichtige Rolle auf ihnen das Zellenband als Zierform spielt.

Bezeichnend ist für die Verzierung der uns in diesem Zusammenhang interessierenden Bronzespiegel auch ein Bandornament, das aus drei parallelaufenden Reliefstreifen besteht, die in einer runden Scheibe bzw. Halbscheibe endigen. Dieses Ornament ist auf Anderssons Honanfunden nachweisbar (Arne, Taf IX, № 33). Der Bronzespiegel also, der in seiner Dekoration den hunnischen Opfergefäßen am nächsten steht, hängt in dekorativer Hinsicht klar erkenntlich mit der Kunst der Steinzeit zusammen. Man ist somit berechtigt von den Opfergefäßen dasselbe zu behaupten.

Ein anderer Beweis für die Beliebtheit der Ringe auf Schnüren und des Zellenbandes als Zierformen findet sich im Po-ku-t'u-lu (Heft 29, Bl. 24), wo sie auf einem sogenannten Drachen- und Phönixspiegel aus der Hanzeit vorkommen. Der Holzschnitt der Ausgabe von 1588, die ich in der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums zu studieren Gelegenheit hatte, gibt die Formen genau wieder. Die Ringe auf Schnüren werden hier mit Spiralen abwechselnd angebracht. Es ist aus diesem Umstand ersichtlich, dass sie, gleich den Spiralen, abgewetzte Pflanzenformen sind. Es gibt aber unter den altchinesischen Schriftzeichen auch andere Belege dafür, dass mit Kreisen an Enden von Stengeln Pflanzenformen, also wohl auch Blumen angedeutet würden. Man sehe darauf hin die Baumdarstellung in Wu Leangtze (Chavannes, Taf. XLVII № 79). Zur Gewissheit wurde mir, dass die Endungen in Ringen Pflanzenformen andeuten, durch das Zeugnis eines durchbrochenen Riemenabschlusses aus Bronze (Abb. 46 b). Auf diesem Stück, das sich im Ungarischen Nationalmuseum befindet, ist ein Geflecht von Ranken zu sehen, die zum Teile in einfachen oder in solchen Kreisen enden, denen kleine Verzweigungen, etwa in der Form von Ähren, entwachsen. Dieser Riemenabschluss, der in Westungarn, in Nemesvölgy gefunden wurde, ist meines Wissens ein Unikum. Er entspricht aber in der Art seiner Komposition dem Rest eines interessanten Geflechtes aus Hanffäden, das in Óbars (Komitat Bars) gefunden wurde (Abb. 46 a) und jetzt gleichfalls im Ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt wird. Im Stil geht er aber mit anderen durchbrochenen Riemenbeschlägen aus Bronze zusammen, wie z. B. mit dem bei Hampel III, Tafel 74 № 1 und 9 abgebildeten (mit der Reliefdarstellung von Raubtieren, die Menschen anpacken, deren Tracht, mit ihren Parallelfalten, der parthischen sehr ähnlich ist;¹⁾) Fundort Boldog

¹⁾ Sarre, Die Kunst des alten Persien, Abb. 65.

und Nagysurány). Alle diese Funde sind typische und unzweifelhafte Denkmäler der Völkerwanderung. Sie sind anderen Riemenbeschlägen verwandt, deren Verzierung gleichfalls Textilmotive aufweist. Ich ziehe aber diese Zierformen nicht in diesem, sondern in einem anderen Zusammenhang des näheren in Betracht, da sie mit den Ornamenten der besprochenen Opfergefässe nicht unmittelbar zusammenhängen und nur eine Klassenverwandtschaft erkennen lassen.

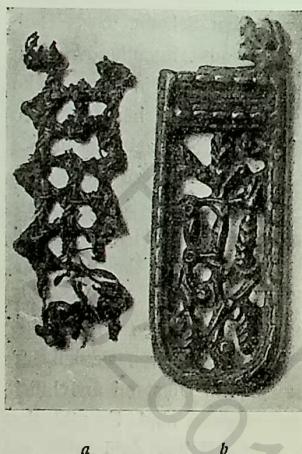


Abb. 46. — Geflecht aus Hanfsäden und Riemenabschluss aus Bronze (Budapest, Nationalmuseum).

fremd, den Chinesen aber eigen war.

Chinesisch ist auch die Art, wie der verhältnismässig hohe säulenförmige Fuss des Gefässes von Sisran gebildet ist. Diese Eigentümliche Bildung ist zu beobachten unter anderen an irdenen Gefässen der Chouzeit (Lauder, Pottery, Taf. III № 5). Deutlich sichtbare Bruchstücke zeugen davon, dass die abgebrochenen Füsse der übrigen Gefässer gleichfalls verhältnismässig hoch und dünnse in müssten. Sie könnten nicht so niedrig und breit gewesen sein, wie die Sockel der klassischen Bronzeimer. Sie behielten den primitiven Charakter der schlanken Füsse der alten „skythischen“ Bronzegefässe. Ich kann also Pósta,¹⁾ der in diesen Gefässen Nachahmungen römischer Eimer sieht, nicht beipflichten. Ebert hält sie für östliche Repliken eines klassischen Vorbildes.²⁾ Ihr Ahn ist allem Anschein nach der sogenannte „skythische Kessel“ (Kul-Obatypus). Die Umwandlung verdanken

¹⁾ A. a. O. 521—225.

²⁾ Eberl M., Südrussland im Altertum, S. 182—183.

sie aber nicht dem römischen, sondern dem ostasiatischen Einfluss. Die eckigen Ösen und das scharfe Gerippe müssen daraus erklärt werden. Die Ursform des Kessels war heimisch auf den zusammenhängenden Gebieten Osteuropas und Asiens. Die scharfe Rippengliederung, das Zellenband und die Ringornamentik sind ostasiatische Eigentümlichkeiten, wie das auch aus japanischen Denkmälern der Urzeit und des Altertums herworgeht.¹⁾

Ich kann also nach dem gesagten Berthold Laufer, dem hochverdienten Verfasser des Werkes „Chinese Pottery of the Han Dynasty“ mit nichten beistimmen, wenn er im genannten Buche (S. 224) mit Reinecke polemisierend bemerkt: „To establish the possibility of a comparison between types of vessels of different cultural provinces, it is a fundamental necessity that these types agree in the principal features of their formation: Coincidence in only one or in a few characteristics does not constitute a relationship. I utterly fail to see any similarity between the Chinese tripod vessel (ting) of Silver Island and the Scythian Bronze kettle from Hungary, which Reinecke groups together on pp. 148 and 149, except perhaps, in the very accidental feature of the loop-holes; but the Chinese ting always has either three or four feet, while the Scythian kettle has only one stem, and this makes a principal difference, which Mr Reinecke too easily overcomes by calling this the „simplification of the foot in the Siberian specimens“ (on p. 159). If this Scythian type must resemble a Chinese one, it is perhaps somewhat similar to a tou. The tou, however is never provided with loop-handles: consequently the Scythian kettle is neither a ting nor a tou, but an entirely different and distinct type. Besides, W. Radloff (Aus Sibirien, Vol. II, p. 88) remarks expressly, that the Siberian peoples of the bronze period did not know of tripod vessels, but put the kettles themselves into the fire.“

Laufers Stellungnahme zu dieser Frage befremdet mich schon deshalb, weil ihm als hervorragendem Kenner chinesischer Altsachen keinesfalls entgehen dürfte, dass die Grundform der Gefässe unter den altchinesischen Schriftzeichen für Blut—hsüe und Schale—min fast vollinhaltlich vorkommt, zur Bezeichnung des letzteren Begriffes nebst einem Zeichen, das der Form des tou genannten Gefäßes der Chou-Periode (Abb. in Laufers „Pottery“ Taf. III № 5 und XXVIII № 2) durchaus entspricht. Es macht keinen wesentlichen Unterschied aus, dass die Wand bei dem einen Gefäßtypus hoch, bei dem anderen niedrig ist. Auch die steinzeitlichen Töpfe, die in Japan

1) Sen-oku, Sei-sho, Abb. 140, 141, 144; Munro, a. a. O. Abb. 85, 165, 169, 261, 282, 286, 320, 352, 353.

gefunden wurden und die Munro in seinem „Prehistoric Japan“ abbildet (Fig. 75—77, 86), können mit chinesischen Formen in Zusammenhang gebracht werden, obwohl sie mit bekannten chinesischen Gefäßstypen nicht in allen ihren Einzelheiten übereinstimmen.

Noch ist zur Datierungsfrage der besprochenen Opfergefässe einiges nachzutragen. Das älteste scheint das Exemplar von Teletzkoje zu sein. Dieses Denkmal gehört in die Gruppe der altaischen Altertümer, die dem Stile nach ganz chinesisch sind. Es gibt aber unter diesen Altsachen auch solche, die sogar mit Recht für chinesische Arbeiten gehalten werden. Die chinesische Art der altaischen Denkmäler ist die der Hanzeit (206 v. Chr. — 220 n. Chr.). Die Zeit ihrer Entstehung wird daher in die erste Hälfte dieser Periode fallen. Am Beginn der Hanzeit erlebte aber das ostasiatische Hunnenreich seine Blütezeit. Es erstreckte sich weit in nördlicher und westlicher Richtung. Die Einwohner der oberen Jenissei-Gegend, die Jenissei-Ostjaken, waren keine Nachbarn der Chinesen. Ihre chinesische Bildung musste somit durch andere, bzw. durch den Handel über ein fremdes Gebiet vermittelt werden. Dieses Gebiet war aber gerade zur Zeit der Blüte der altaischen Bronzekultur, der sogenannten Minussinskultur, hunnisch. Es ist daher nicht möglich sich das Kunsthhandwerk der Hunnen anders als chinesisch entschieden beeinflusst und dem der Altaigegend eng verwandt vorzustellen. Selbstverständlich erscheint es aber, dass für den Geschmack der Hunnen eher die Textil-, als die Metallindustrie der Chinesen massgebend sein musste. Und wir sehen in der Tat, dass die Verzierung des Gefäßes von Teletzkoje einheitlichen textilen Charakter hat. Wir haben es hier mit einem Denkmal zu tun, dessen Grundform und Verzierung, nach dem Zeugnis altchinesischer Ideogramme, ostasiatische Urformen aufbewahrt, vielleicht aus der Zeit, als die Chinesen mit ihren barbarischen Nachbarn zusammen nomadisierten. Die Verzierung des Gefäßes zeigt Textil- und Pflanzenornamente, die hier bereits zu Gemeinplätzen erstarrt sind und ihre Wertschätzung offenbar ihrem Alter verdanken. Sowohl die sichelförmigen Zierglieder, als auch die Halbkreise, die die Wand bzw. den Henkel des Gefäßes schmücken, sind z. B. auf zwei Denkmälern der Völkerwanderung zu erkennen, von denen das eine in der Dnjeperegegend, bei dem Dorfe Pastirskoje (Khanenko, IV, Taf. XIII № 363), das andere in Ungarn bei Cikó (Kom. Tolna, Abb. 47) gefunden wurde. Das sichelförmige Pflanzenornament ist ein Grundmotiv der chinesischen Zierkunst, das in der Shangzeit vielfach verwendet wurde. Es ist aber auch in der Steinzeit nachweisbar (Arne, Taf. X № 36a, 37a). Die Halbkreise auf den Ösen können als Variationen der

Halbscheiben aufgefasst werden, die die Henkel der ungarländischen Gefäße zieren.

Ein Rest vom Textilornament des sibirischen Gefäßes ist noch auf den russländischen Funden zu erkennen. Diese scheinen somit, zusammen mit dem ersten eine historische Reihenfolge zu ergeben. Die Reliefstäbchen mit Ringen, die das Hauptornament der Gefäße von Sisran und Werchnij-Konjetz abgeben, sind dann auf den Exemplaren von Törtel und Kapostal mit kleinem Diagonal-, bzw. Dreieckmuster kombiniert.



Abb. 47. — Riemenabschluss aus weißer Bronze (Budapest, Nationalmuseum).

Zur Datierung der besprochenen Denkmäler in den Beginn der Völkerwanderung wird uns auch durch indische Analogien ein fester Stützpunkt geboten. Flechtmuster kommen nämlich auch auf Gandharaskulpturen vor, deren Entstehung in die Zeit der grossen ost- und innerasiatischen Völkerverschiebung zu setzen ist. Man sehe als Belege die Beispiele, die A. v. Le Coq (Buddhistische Spätantike I, Taf. 2) mitteilt. Selbstständig oder in Verbindung mit Rauten, bzw. übereckgestellten Schachbrettmustern angewandte Ringe scheinen sowohl in China, als auch im Mittelasien sehr beliebte Webmuster gewesen zu sein (vgl. Le Coq, Buddhistische Spätantike IV, Taf. 1, 2, 7; Stein, Ancient Chotan II, Taf. LXXVII; Stein, The Thousand Buddhas, Taf. II). Auch in der Bronzekunst scheint das Ringornament von jeher beliebt gewesen zu sein (vgl. Sen-oku Sei-sho, № 52, 56). Die Vermittler dieser Motive waren wohl auch die Yüe-chi, die Indoskythen, die in der Nachbarschaft der Hunnen lebten, vor ihnen nach dem Westen flüchteten und dort das baktrische Königreich vernichteten. Diese Einfuhr chinesischer Motive nach Indien wurde von dem genialen Japanen Okakura Kakuzo (S. 77 – 78) richtig erkannt, aber vielleicht übermässig betont: "The remains of Mathura and Gandhara fall into the general movement, for Kanishka and the Gettaes, in imposing their Mongolian traits on Indian art, could but bring it within the shadow of that common ancient style, in which a deeper and better informed study of the works of Gandhara itself will reveal a greater prominence of Chinese than of the so called Greek characteristics.

The Bactrian kingdom in Afghanistan was never more than a small colony in the midst of a great Tartar population, and was already lost in the late centuries before the Christian era. The Alexandrian invasion means rather the extension of Persian influence than of Hellenic culture.“

Und in der Tat: wenn man bedenkt, dass die Flechtmuster, die in der Schrift der Shan- und Chouzeit auftauchen, in der Hanzeit als Kleiderschmuck eine bedeutende Rolle spielen und in der Gandharakunst als Verzierung von Thronsesseln verwendet werden, die offenbar mit Draperien überzogen gedacht sind, so kann man nicht umhin, dieselben als Ornamente anzusprechen, die die Nomaden chinesischen Seidenstoffen entnommen haben

Zusammen mit dem Höckerichter Gefäß wurden, wie gesagt, Goldplatten gefunden, deren unverkennbare Analogien auch in den Funden von Saga (Russland, Gouvernement Taurien) und Zdwizhensk (Gouv. Stawropol) nachweisbar sind (s. die Abbildung bei Salin, Altgermanische Tierornamentik, S. 119 Fig. 318). Das schlesische Gefäß kann also mit Denkmälern in Beziehung gebracht werden, die nachweisbar aus der Völkerwanderungszeit stammen (Béla v. Pósta, III, S. 491—494, Abb. 271, 272) und an Orten vorkommen, denen in der Geschichte der Hunnen eine besonders denkwürdige Rolle zufiel.

Der Zusammenhang der Gefäße von Höckericht und Dunapentele mit den Münzen von Trajan,¹⁾ Valentinianus und Alex. Severus ist kein unmittelbarer. Orientalische Münzen, die in Dunapentele gefunden wurden, sind an noch entlegeneren Fundorten zum Vorschein gekommen. Es ist freilich möglich, dass diese Münzen durch die Hunnen nach Ungarn gebracht wurden. Doch könnten sie auch in diesem Falle nur so viel beweisen, dass die Gegend, wo sie gefunden wurden, einst hunnischer Besitz war. Diese Selbstverständlichkeit ist aber keines Beweises bedürftig. Wichtig für die Zeitbestimmung bleiben also die römischen Helme von Dunapentele und die Beigaben des Leichnams von Höckericht, die beide ungefähr gleichaltrig sind. Noch wichtiger sind aber zwei andere Funde von Dunapentele, von denen in anderem Zusammenhang die Rede sein wird.²⁾

Ich fühle mich auf Grund der obigen Untersuchungen berechtigt, in den behandelten Opfergefäßen eine Reihe von Denkmälern zu sehen, die, in einer verhältnismässig kurzen Spanne Zeit entstanden, eine historische Reihenfolge und eine folgerichtige Entwicklung darstellen. Die Gruppe dieser

¹⁾ Krause, a. a. O.

²⁾ Takács, Hun Relics. Oxford Hungarian Review, I.

Denkmäler ist streng einheitlich. Sie lässt einen festen, ja beinahe erstarrten Stil erkennen, der offenbar das Ergebnis einer langen Entwicklung ist.

Die starke Eigenart, die Reinheit und die Harmonie dieses Stils beweisen zur Genüge, dass seine uns überkommenen Proben Sonderleistungen eines besonderen Volkes sind.

Der Umstand, dass alle Eigentümlichkeiten der in Betracht gezogenen Altsachen darauf schliessen lassen, dass diese während der chinesischen Han-Periode und der ersten Jahrhunderte der grossen Völkerwanderung verfertigt wurden, ferner ihre Verbreitung über ein weites Gebiet, das während der erwähnten Zeit nur von den Hunnen durchwandert sein konnte, rechtfertigt die Annahme, dass wir hier tatsächlich mit hunnischen Denkmälern zu tun haben.

Китайско-хунски художествени форми. — Настоящата статия произлезе отъ единъ рефератъ, който авторътъ държа презъ месецъ октомври 1923 год. въ София по покана на Бълг. Археологически Институтъ. Въ първата част на статията се разглеждатъ най-старитѣ сношения на хунитѣ съ китайцитѣ, като се изтъква голѣмото влияние, което китайската култура е упражнила върху хунитѣ. Тъзи последниятѣ сѫ заели много нѣща отъ китайцитѣ, като по-късно, при нахлуването си въ Европа, сѫ ги разпростирили и на европейска почва. Като се има това обстоятелство предъ видъ, могатъ да се припишатъ на хунитѣ съ голѣма вѣроятностъ такива паметници, които се намиратъ въ заетитѣ отъ тѣхъ страни и които се схождатъ съ подобни предмети отъ Китай, датиращи отъ сѫщата епоха.

Въ втората част на статията се разглежда една група отъ паметници, които могатъ съ най-голѣма вѣроятностъ да се припишатъ на хунитѣ. Това сѫ голѣми бронзови сѫдове, които сѫ служили при жертвоприношенията (обр. 22—37). Тѣ се срѣщатъ въ Унгария, северна Русия и Сибиръ и датиратъ отъ времето на ранното срѣдновѣковие. Тѣхната форма, техника и орнаменти указватъ на твърде тѣсни връзки съ старата китайска култура. Това се доказва най-добре съ нѣкои старокитайски писмени знакове, които иматъ сѫщата форма и сѫ се употребявали за означение на подобни сѫдове. Отъ други писмени знакове, както и отъ рисунките на една скала при Кизиль-Кая въ Сибиръ (обр. 38) може да се заключи, че тъзи сѫдове действително сѫ служили за жертвоприношения.

Золтанъ фонъ Токачъ.

HFM K. Múvtár
20260129



HFM könyvtár
20260129

HFM Könyvtár
20260129